This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

953h
H711
UC-NRLF
$B 29 262
YC 16156
Digitized by Google

EXCHANGE

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS

LVX

FIAT

MDCCCLXVIII

EX LIBRIS

953h
H711

Digitized by Google

953k

ÜBER

LORD BYRONS „THE GIAOUR".

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOCTORWÜRDE

DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER VEREINIGTEN FRIEDRICHS-UNIVERSITÄT

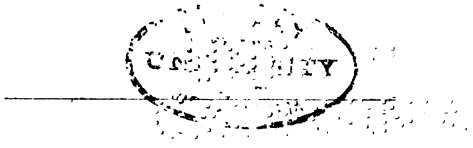
HALLE-WITTENBERG

VORGELEGT

VON

KARL HOFFMANN

AUS LÜBBEN.



HALLE A. S.

DRUCK VON EHRHARDT KARRAS.

1898.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Meiner Mutter.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Vorwort.

Die Anregung zu der vorliegenden Arbeit verdanke ich Herrn Prof. Brandls Vorlesung „Die Geschichte der englischen Litteratur von Byron bis zur Gegenwart". Brandl betonte da die Beeinflussung Byrons durch den Charakter des Scott'schen „Marmion". „Marmion" hätte Byron seine typische Richtung gegeben, sein Einfluss mache sich bereits in den beiden ersten Gesängen des „Childe Harold" geltend, mehr aber noch im „Giaour". Der Satz Brandls, den ich sonst in der einschlägigen Litteratur nirgends vertreten fand, veranlasste mich, mich mit der berührten Frage näher zu beschäftigen, was mich schliesslich zu Untersuchungen über den „Giaour" überhaupt führte. Eine eingehende Behandlung dieser Dichtung erschien mir besonders interessant, da mit dem „Giaour" die Reihe der sogenannten griechischen Erzählungen und somit eine neue Periode in Byrons Poesie begann. Weil ich mir über verschiedene Stellen in Byrons Briefen und Tagebüchern, an denen sich der Dichter auf die zeitgenössische Kritik bezieht, Klarheit verschaffen wollte, habe ich auf Herrn Prof. Wagners Rat die betreffenden Reviews am Britischen Museum eingesehen, bei welcher Gelegenheit ich auch die ersten Auflagen des „Giaour" vergleichen und so die etappenweise Entstehung der Dichtung genau feststellen konnte. Im übrigen suchte ich neue

261298

Digitized by Google

Beziehungen zwischen Byrons Person und dem „Giaour“ zu entdecken; denn Macaulay hat meiner Ansicht nach Recht, wenn er schreibt: „It is scarcely too much to say that Lord Byron never wrote without some reference, direct or indirect, to himself“.[1])

---

[1]) Lord Macaulay's Essay on Moore's Life of Lord Byron, ed. with Notes by Francis Stoar, B. A., p. 14. London, Oxford, Cambridge. 1874.

K. H.

Digitized by Google

Inhalt.

Das Gedicht, vom Dichter selbst in der Ueberschrift als „Fragment“ bezeichnet, besteht aus einzelnen Stücken, die zum Teil recht losen Zusammenhang haben, sodass wir eine einheitliche, gleichmässig fortschreitende Handlung vermissen. Die Erzählung der Geschichte ist einem Fischer vom Piräus in den Mund gelegt, der alles mit angesehen hat; und zwar ist dieser Bericht vielfach mit lyrischen Stellen durchsetzt. Die Zeit ist unbestimmt gelassen.

Der Dichter beginnt mit einer Beschreibung der Gegend am Piräus, vom Cap Colonna aus gesehen, jenem Vorgebirge, auf dem Themistokles begraben liegen soll.

Der ewige Frühling der südlichen Landschaft wird gepriesen. „Nachtigall und Rose feiern hier Hochzeit; denn nie wird die Rose von strengem Schneewinde getötet, nur linde Lüfte kosen sie. Manche andere Blumen blühen noch da an dem sonnigen Strande, manche Grotte auch birgt die Küste, in welcher der Pirat auf das Schiff des friedlichen Kaufmanns lauert. Seltsam, dass da, wo die Natur gleichsam ein Paradies für Götter hinbaute, der zerstörende Mensch mit seiner wilden Leidenschaft sich breit macht, das Paradies in eine Wüste verwandelt und die unschuldigen Blumen zertritt. Als ob die Teufel die Engel vertrieben und sich im Himmel festgesetzt hätten.

„Wer über einen Toten sich beugte, ehe noch die Verwesung der Schönheit Linie verwischte, sah die engelhafte Ruhe auf dem Antlitz, sodass er an des Todes Macht zweifeln könnte, wäre nicht die Stirn starr und das Auge geschlossen, wäre nicht die Ruhe seelenlos. So liegt Griechen-

Digitized by Google

land da, voll kalter Schönheit; der sanfte Glanz, der über ihm ausgebreitet ist, wärmt nicht mehr. Die Seele fehlt, das alte Griechenland lebt nicht mehr.“ Der Erzähler beklagt, dass in dem Lande unvergessener Helden Freiheit und Ruhm jetzt verloren seien.

„Nicht ein Feind warf den Geist Griechenlands zu Boden, er knickte in sich selbst zusammen. Sklaven bewohnen jetzt das Land von Thermopilae und Salamis, Sklaven, jeder Männlichkeit bar, welche die Freiheit vergebens riefe, denn sie lieben ihr Joch. Doch

> Nor more her sorrows I bewail,
> Yet this will be a mournful tale.
> And they who listen may believe,
> Who heard it first had cause to grieve.“ [164—168.][1])

Und so beginnt der Fischer seine Geschichte. Er erzählt, wie er des Abends, wenn die Dunkelheit sich herab senkt, mit müdem Arm nach dem sichern Port Leone (dem Piräus) rudert. Weiter berichtet er, was er einst dort sah.

„Auf schwarzem, schaumbedeckten Rosse jagt ein junger Reiter daher. Es ist der Giaour. Unverwischbar haben sich in sein Antlitz die Züge der Leidenschaft eingegraben. Wie ein Meteor glüht sein böses Auge. Der Türke kann ihn nur fliehen oder töten. Einen Augenblick hält er spähend an. Da, als ein Kanonenschuss das Ende des Rhamazans, einer mohammedanischen Fastenzeit, und damit den Beginn des Bairamjubels anzeigt, jagt er in wildem Schmerz weiter, wie ein Dämon, grässlichen Hass in dem marmorstarren Antlitz.“

Der Giaour ist fort. Von seinem Thema erregt, verrät uns der erzählende Fischer unter Vorwegnahme der Handlung, dass des Giaour Besuch das Schloss eines Hassan in ein Grab verwandelte, „wie ein verheerender Samum“.

„Leer ist das Schloss jetzt, die Rosse sind aus den Ställen entschwunden, vergebens heult der durstige Hund nach Wasser im Hofe, denn der lustige Brunnen plätschert nicht mehr. Vergebens wird der arme Derwisch am Thore

[1]) Die Zahlen geben die Verse des „Giaour“ an.

Digitized by Google

um Wegzehrung bitten, denn die gastlichen Hallen liegen öde, seit das Schwert des Giaour Hassans Turban im Gebirge spaltete."

Die unterbrochene Erzählung wird fortgesetzt.

„Durch das Röhricht naht eine Schar Türken, sie tragen behutsam eine Last." Der Fischer selbst muss ihnen sein Boot zur Verfügung stellen und sie in eine schmale Felsenbucht rudern, wo sie ihre Bürde ins Meer senken.

„Es sank. Es schien, als bewege es sich noch, wohl infolge der Strömung, oder tanzte nur ein Sonnenstrahl auf dem Wasser? Ein Geheimnis ruht nun unter den schweigsamen Wellen.

„Wie auf bunter Wiese der Knabe nach dem Schmetterling, jagt der Mann der Schönen nach. Sind beide erhascht, erwartet beide gleiches Leid. Mit dem Besitz schwindet ihr Reiz, und die Schönheit welkt. Die bunten Falter meiden den zerdrückten Genossen mit wunder Schwinge, und die befleckte Schöne darf auf Mitgefühl bei ihren Schwestern nicht hoffen.

„Ein Herz, das über leidvoller Schuld brütet, gleicht dem Skorpion, der, von der sich nähernden Feuersglut umkreist, vor Schmerz toll seinen giftigen Stachel zum Selbstmord wendet. So endet der Schuldgeplagte, rings Flammenglut und innen Tod.

„Der schwarze Hassan floh seinen Harem und stürzte sich zur Zerstreuung in Jagdvergnügungen, als Leila aus dem Serail entschwunden war. Wo weilt sie? Nur Hassan weiss es. Seine nubischen Wächter erzählten, dass sie in der Bairamsnacht, die den frommen Rhamazan abschliesst, vorgeblich zum Bade an den Strand ging, als Hassan nach dem Gottesdienste tafelte. In Pagenkleidung habe sie sich mit dem Giaour, ihrem Geliebten, auf und davon gemacht. Und doch entfloh der Giaour allein auf schwarzem Rosse, keinen Pagen, kein Mädchen führte er bei sich."

Leila wird beschrieben.

„Ihre Augen gleichen denen der Gazelle, sie glänzen, wie der Diamant des Sultans Giamschid. Wer sie sieht, weiss, dass der Prophet Unrecht hat, wenn er sagt, Form

Digitized by Google

sei Staub, und das Weib nur Spielzeug für des Tyrannen Lust. Stolz, wie ein Schwan, hob sie den Nacken, anmutig war ihr Gang, und ihr Herz zärtlich dem Gatten, aber:

Her mate — stern Hassan, who was he?
Alas! that name was not for thee! [517—518.]

„Um eine neue Gattin zu freien, zieht der düstere Hassan über Land, von zwanzig Vasallen begleitet. Des Abends durchwandern sie einen schmalen Hohlweg, die gefährlichste Stelle ihrer Reise. Glücklich ist der Vorreiter hindurch gekommen, erleichtert danken sie Gott. Da trifft den ersten Reitersmann eine Kugel aus dem Hinterhalt — schnell springen die Uebrigen vom Pferd, um sich zu bergen, so gut sie können, — drei weitere fallen getroffen. Nur Hassan reitet stolz weiter, bis auf einmal die hervorbrechenden Feinde ihm den Weg verrennen. Vor Wut sträubt sich Hassans Schnurrbart, seine Scharen feuert er zu tapferem Widerstande an. Plötzlich erkennt er in dem Führer der Räuber seinen Feind, den Geliebten Leilas, den verfluchten Giaour. Trotz seines Arnautengewandes erkennt er ihn an seinem bleichen Gesicht, seinem schwarzen Bart, seinen bösen Augen.

„Wie der Strom in den Ocean sich stürzt, wie Fluss- und Meereswasser schäumend und spritzend sich mengen, so wütet der Kampf. Selbst die Glut der begehrenden Liebe ist nur halb so heiss, als die Hitze des ringenden Hasses.

Friends meet to part; Love laughs at faith;
True foes, once met, are join'd till death! [653—654.]

„Den Schwertstumpf in der Faust, mit zerspaltenem Turban, das Kleid blutig zerfetzt, so liegt Hassan auf dem Rücken da. Seine Brust ist zerhackt, das Gesicht gen Himmel gekehrt. Seine toten Augen scheinen noch auf den Feind zu starren, der sich finster über ihn beugt. „Leila ruht im Wasser, murmelt der Giaour, ihr Geist schliff mir den Stahl, der ihn traf. Wohl passte ich meine Zeit ab und warb mir die Schar, den Verräter zu strafen. Ich habe jetzt meine Rache, mein Werk ist vollbracht; einsam will ich meinen Pfad ziehen.“ —

Digitized by Google

„In der Abendsonne späht die ungeduldige Mutter Hassans von ihrem Schloss aus nach der Rückkehr des Sohnes von der Brautfahrt. Sie sieht einen Tartaren langsam des Wegs reiten, erfreut hält sie ihn für den Vorboten von des ersehnten Sohnes Ankunft. Doch er bringt die traurige Nachricht: „Eine schreckliche Braut hat dein Sohn gefreit, die Todesbraut. Mich allein haben sie am Leben gelassen, dir die trübe Kunde zu bringen.

Peace to the brave! whose blood is spilt;
Woe to the Giaour! for his the guilt.“ [721—722.]

„Ein frommes Denkmal schmückt das Grab Hassans. Da ruht er nun, der Tote, den ein Fremdling im Kampfe fällte. Die dunkeln Augen der Huris leuchten ihm jetzt immer, denn er fiel in der Schlacht gegen einen Ungläubigen.“

Mit einem grausigen Fluch gegen den verhassten Ungläubigen schliesst der türkische Fischer seine Erzählung: „Ihn aber, den Giaour, sollen alle Qualen der Hölle plagen, als Vampyr wird er seinem Grab entsteigen, um Mitternacht soll er seiner Schwester, seinem Weibe und seinen Töchtern das warme Blut aussaugen. Und ehe sie dann sterben, werden sie ihn erkennen. Die Jüngste, die er am liebsten hat, soll ihn „Vater“ nennen. Das wird ihm das Herz zerreissen, doch er wird ihr den letzten Lebenstropfen aus der Wange ziehen, wird ihre Augen dabei ersterben sehen und ihr dann das goldene Haar ausreissen, von dem ihm einst eine Locke der Liebe zärtlichstes Zeichen war. Seiner eigenen Sippe Blut soll ihm von Zahn und Lippe tropfen, so wird er in sein düsteres Grab zurückkehren.“

Der Dichter trägt von jetzt ab die Geschichte selbst vor, deren Fortgang einige Jahre später verläuft, und beginnt somit gleichsam einen zweiten Gesang.

„Wer ist dort jener düstere Mönch? Schon einmal sah ich sein Gesicht in meiner Heimat.“

Es ist unser türkischer Fischer, der diese Frage in einem Franziskanerkloster an einen Bruder richtet. Ihm

Digitized by Google

wird die Antwort: „Vor sechs Jahren trat er unter uns und büsst scheinbar eine dunkle Schuld; doch hat er niemals gebeichtet, niemals betet er. Uns unbekannt, kam er zu Schiff aus dem heidnischen Osten, aber er sieht nicht aus, wie ein Türke, und Christ ist er nur seinem Aeusseren nach. Vielleicht ist er ein Renegat. Grosse Geschenke hat er dem Kloster gebracht, und trotzdem, wäre ich Prior, nicht länger liesse ich ihn hier. Im Traume spricht er oft von einem Mädchen, das unter'm Meere liegt, von Rachekampf und Türkentod."

Der düstere Laienbruder ist der Giaour. Der Dichter beschreibt den Einsamen:

> Dark and unearthly is the scowl
> That glares beneath his dusky cowl:
> The flash of that dilating eye
> Reveals too much of times gone by. [831—835.]

„Sein stolzer Schmerz fesselt die Mönche und erschreckt sie zugleich, wenn sie ihn allein in den einsamen Säulengängen treffen. Er lächelt sie dann an, mit einem höhnischen, überlegenen Lächeln, als ob er seinen Schmerz verspotten wollte. Der feinere Beobachter sieht ihm trotz seiner Schuld die edle Seele, den vornehmen Menschen an. Wie ein stolzer Turm ist er, dem Krieg und Unwetter seinen festen Halt nicht nehmen konnten."

Der Mönch fährt in seiner Erzählung fort:

„Sieh, ängstlich schauen sie ihm nach; nie beteiligt er sich an den frommen Gebräuchen, von ferne sieht er dem Ritus zu. Das schwarze Haar fällt ihm in die bleiche Stirn, denn nie legte er ein Gelübde ab, nur aus Stolz gab er dem Kloster seinen Reichtum. Je lauter der Lobgesang zu Gottes Ruhm erschallt, desto stolzer und verächtlicher blickt er. Der heilige Franz behüte uns vor ihm!"

In einer Reihe von Bildern schildert der Dichter den Gemütszustand des Helden.

„Nur starke Herzen vermögen einen immerwährenden Gram zu ertragen, den keine Zeit mehr heilt. Wie das Metall im Feuer schmilzt und in jede beliebige Form gepresst werden kann, die es dann für immer behält, so können auch

Digitized by Google

das Feuer der Leidenschaft und das Weib das Gemüt des Starken zähmen und knechten, bis es schliesslich ganz starr wird, sodass es eher bricht, als sich nochmals beugt. Das Schlimmste ist jedoch die langsam nagende Einsamkeit, da ist dem öden Gemüt selbst der Hass eine Linderung. Es ist, als ob der Tote fühlen könnte, wie die Würmer an seinem Körper nagen, — es ist, als ob der Pelikan, der das eigene Blut den Jungen zur Nahrung geben will, mit wunder Brust das leere Nest findet. Wer wollte einen Himmel ohne Sonne und Wolken sehen? Lieber im Seesturm umkommen, als, ans Ufer geworfen, einsam nach und nach hinsterben!"

Der Giaour fühlt seine letzte Stunde nahen und beichtet auf dem Sterbebette einem Pater sein Geheimnis:

„Dein Leben, Pater, verfloss in ruhiger Beschaulichkeit; ich bin noch jung und habe in meinen wenigen Jahren Manches gekostet, viel Freude, doch mehr Schmerz, in Liebe und Kampf. Denn ich hasste die träge Ruhe. Jetzt wird mich bald die ewige Ruhe des Todes aufnehmen. Ich fürchte den Tod nicht, wie ich ihn niemals fürchtete. Oft habe ich ihm mit Freuden im Kampfe getrotzt. Denn er hat nichts Schreckliches für den Stolzen. — Ich liebte Eine und bewies meine Liebe durch die That, für sie vergoss ich Blut, — erschrick nicht, es war das Blut eines Heiden. Meine Liebe war nicht erfolglos, manchmal wünschte ich, sie wäre es gewesen; denn die Geliebte starb. Meine Stirn trägt das Kainszeichen. Mein ist die Schuld, wenn der Andere es auch that. Er that nur, was auch ich gethan hätte, wäre sie auch mir untreu gewesen. Zu ihrer Rettung kam ich zu spät, doch rächte ich sie, ich erschlug ihn. Sein Tod drückt mich nicht, ja, er hat meiner Rache nicht genug gethan; aber ihr Schicksal quält mich. Und trotzdem, würde sie noch einmal leben, ich würde noch einmal ihre Liebe auskosten. Denn ich kann nur erringen, was ich will, oder sterben. Jetzt sterbe ich, aber ich bin glücklich gewesen.

„Die Liebe ist ein Strahl vom Himmel. Wohl weiss ich, dass die meinige nicht rein war, aber Sie war ohne Schuld. Sie war der Leitstern meines Lebens; und da dies Licht

Digitized by Google

verlöschte, so wundere dich nicht, dass ich mit Mord und Blut meinen Weg zeichnete und so dem Beutevogel glich, — doch die Taube lehrte mich, dass es nur eine wahre Liebe giebt, und ich liebte nur Sie, nur Sie allein. Und nun war sie tot, — meinem Schmerz kann kein Priester Tröster sein. Geh, und besänftige die Löwin, der man die Jungen genommen hat.

[In einer Anmerkung sagt der Dichter, des Mönches Predigt wäre ausgelassen, da sie, wie gewöhnlich, lang und in demselben üblichen Tone gehalten und ohne Eindruck auf den Beichtenden gewesen sei.]

„In früherer Zeit hatte ich in meiner Heimat einen Freund, der mir mein Schicksal prophezeite. Ich lachte damals. Bring ihm diesen Ring, der ihm einst gehörte, und sag' ihm, wie du mich trafst, erzähl' ihm, dass er recht gehabt."

Phantasierend glaubt der Giaour noch Leilas Bild zu sehen, er vergisst die Wirklichkeit und den Tod der Geliebten und hält das Traumbild für wahr. Er wähnt sich mit ihr vereint und stirbt so.

Der eigentlich recht einfache Hergang, den der Leser sich aber aus der ruckweise erfolgenden Schilderung des Fischers und aus der ziemlich geheimnisvoll gehaltenen Beichte des Giaour zusammensetzen muss, ist folgender.

Einen jungen Christen treibt sein Thatendrang nach dem türkischen Osten. In Athen packt ihn die Leidenschaft für eine schöne Haremssklavin. Er findet Gegenliebe und weiss sich den Genuss seiner Liebe zu erringen. In der Fastenzeit des Rhamazans, als alle frommen Muselmanen in der Moschee beten, verkehren sie mit einander. Doch sie werden entdeckt. Rasch entflieht der Christ, er will eine Schar werben, um die Geliebte vor der Rache ihres Gebieters zu retten. Er kommt zu spät. Leila hat die fürchterliche Strafe getroffen, die nach mohammedanischem Brauch dem treulosen Weibe droht: ihr Gatte Hassan hat sie in der Jubelnacht, die dem thatenlosen Rhamazan folgt, lebendig ins Meer senken lassen. Um dem Volke ihr Verschwinden

Digitized by Google

erklärlich zu machen, sprengen seine Diener das Gerücht aus, sie wäre am letzten Rhamazanstage heimlich mit einem Ungläubigen entflohen. Den Jüngling erfasst ein namenloser Schmerz um die Geliebte und eine fürchterliche Rachgier. Mit seiner gedungenen Schar lauert er dem Hassan auf, der sich über seinen Verlust getröstet hat und von neuem mit seinen Vasallen auf die Freite zieht. Aus dem Hinterhalt stürzt er sich auf die ahnungslosen Türken, die alle seiner Rache zum Opfer fallen. Er selbst tötet Hassan im Zweikampf. Dann zieht er wieder nach dem Abendlande, wo er in einem Kloster den Rest seines Lebens allein verbringt. Das unglückliche Schicksal der Geliebten, das er selbst verschuldet hat, sein Schmerz darüber und die thatenlose Einsamkeit zehren an seiner Kraft. Innerlich zerrissen stirbt er.

Entstehung der Dichtung.

Der „Giaour" erschien in seiner ersten Auflage im Mai des Jahres 1813. Den Gedanken, das Gedicht in Form eines Fragmentes zu schreiben, hatte dem Dichter der „Columbus" von Samuel Rogers gegeben.[1]) Diesem hat Byron ja auch den „Giaour" zugeeignet. Der „Columbus" war im Jahre 1810 vollendet worden, aber erst 1812 im Buchhandel erschienen. Er stellt den letzten Teil der Reise des Columbus und die Entdeckung dar und schliesst mit einer Vision, die auf die weiteren Geschicke Amerikas hinweist. Das Gedicht ist nach Angabe Rogers' einem castilischen Original nachgedichtet, das in der Nähe von Palos aufgefunden wurde und Unserer lieben Frau des Klosters La Rábida — desselben Klosters, in das einst Columbus mit seinem Sohn um Einlass bat — gewidmet ist. Der Verfasser giebt sich als Teilnehmer an der Entdeckungs-

[1]) Thomas Moore, Life, Letters and Journals (Life and Letters) of Lord Byron, p. 178. London, Murray, 1838.

Digitized by Google

reise aus, gehört seiner Sprache nach aber einer späteren Zeit an.[1]) Der Eindruck des Fragmentarischen wird in der Rogers'schen Dichtung dadurch hervorgerufen, dass Teile des Originals als verloren gegangen erscheinen. Der „Columbus" ist in zwölf Gesänge, oder besser in die Bruchstücke von zwölf Gesängen eingeteilt. Die epische Form ist also noch gewahrt, während Byron beim „Giaour" die fragmentarische Anlage, die seinem improvisatorischen Charakter zusagen mochte, mehr auf die Spitze trieb und ins Lyrische hinüberspielte. Der „Giaour" ist eine lose Zusammenstellung einzelner poetischer Stimmungsbilder. Sie werden durch die sich dazwischen hindurchziehende sprunghafte Schilderung der Handlung zusammengefügt, welche dazu noch in halb dramatischem Gewande erscheint. Byron selbst nannte das Gedicht in einem Briefe an seinen Verleger Murray vom 29. November 1813 recht treffend 'a string of passages'.[2]) Diese Form der Romanze findet eine weitere Erklärung in der Art ihrer Entstehung. Sie war bei ihrem ersten Erscheinen nicht im Entferntesten das, als was wir sie heute besitzen. Durch nachträgliche Hinzufügungen liess sie der Dichter nach und nach anschwellen, was ihm andrerseits ihre von vornherein fragmentarische Anlage wieder erleichterte. In fünf Etappen anwachsend, verdoppelte sie schliesslich ungefähr ihre ursprüngliche Länge bis zu 1334 Versen. Die gewöhnliche Angabe einer nachträglichen Verlängerung der anfänglichen 400 Verse um beinahe 1000 neue ist eine Uebertreibung. Wenn wir einer beiläufig hingeworfenen Bemerkung Byrons Glauben schenken dürfen, so entstand der „Giaour" in seiner ersten Gestalt in der kurzen Zeit von acht Tagen. Am 17. November 1813 schrieb der Dichter in seinem Tagebuche: „Mr. Murray has offered me one thousand guineas for ‚The Giaour' and ‚The Bride of Abydos.' — — — No bad price for a fortnight's (a week each) what?"[3])

[1]) The Poetical Works of Samuel Rogers. With a Memoir of Edward Bell, M.A., p. 54. L., 1875.

[2]) Moore, Life and Letters, p. 223.

[3]) Moore, Life and Letters, p. 202.

Digitized by Google

Die Zusätze und Aenderungen geschahen in der zweiten, dritten, fünften und siebenten Auflage, die alle noch im Jahre 1813 erschienen. In der ersten Auflage[1]) fehlte folgendes an dem jetzigen Bestande des „Giaour“: 7—167, 200—276, 288—351, 504—518, 603, 620—654, 689—722, 832—915, 1000—1028, 1080—1098, 1127—1256.

Ferner steht in Vers 479 für „jewel“ das Wort „gem.“ Vers 999 hat eine ganz andere Fassung:

Though Hope hath long withdrawn her beam.

An Stelle der Verse 1116—1117 lesen wir:

Even now alone, yet undismay'd
(I know no friend and ask no aid).

Der Vers 1326 hat für „spread“ das Wort „laid“. Ausserdem ist in der ersten Auflage das Motto ungenau wiedergegeben. Denn in der dritten Zeile hat es statt des richtigen „darker nor brighter“ die Umstellung „brighter nor darker“. Es ist den „Irish Melodies“ von Thomas Moore entnommen, und zwar ist es die zweite Strophe des Gedichts

„As a Beam o'er the Face of the Waters may glow.“

Zusätze der zweiten Auflage:[2]) 7 – 20. Im letzten Vers dieses Passus steht „fragrance“ statt des jetzigen „odours“. Die ursprüngliche, handschriftliche Form der ganzen Stelle war:

Fair clime! where ceaseless summer smiles
Benignant o'er those blessed isles,
Which, seen from far Colonna's height,
Make glad the heart that hails the sight,
And give to loneliness delight.
There shine the bright abodes ye seek,
Like dimples upon Ocean's cheek,
So smiling round the waters lave
These Edens of the eastern wave.
Or if, at times, the transient breeze
Break the smooth crystal of the seas,
Or brush one blossom of the trees,
How grateful is the gentle air
That wakes and wafts the fragrance there.[3])

[1]) Brit. Mus. 11643. bbb. 17 (2.).
[2]) Brit. Mus. 11641. f. 22.
[3]) Moore, Life and Letters, p. 179.

Digitized by Google

46—102. Doch haben hier die Verse 81—82 die Fassung:

Whose touch thrills with mortality,
And curdles to the gazer's heart.

Die beiden angegebenen Zusätze werden von Moore fälschlich der dritten oder vierten Auflage zugeschrieben.[1])

Weitere Zusätze der zweiten Auflage: 603, 620—654, 1000—1023.

Vers 999 hat seine jetzige Gestalt erhalten.

Zusätze den dritten Auflage[2]): 21—45, 200—250, 258—276, 504—518, 1080—1098.

Der letzte Passus hat einen von seiner jetzigen Gestalt abweichenden Schluss, die Verse 1097—1098 lauten hier nämlich:

Her power to soothe, her skill to save,
And doubly darkens o'er the grave.

Zusätze der fünften Auflage[3]): 103—167, 251—252, 288—351.

In Vers 335 lesen wir aber:

Unmeet for Solitude to share.

Und der Vers 343 hat die Fassung:

To share the master's bread and salt.

689—722, 1131—1191, 1218—1256.

Ferner haben die Verse 1097—1098, 1116—1117, 1326 ihre jetzige Form erhalten. Im Vers 479 ist „ruby" statt des früheren „gem" zu lesen. Wie aus einem die letztgenannte Aenderung betreffenden Brief Byrons an Moore vom 28. August 1813[4]) erhellt, ist die fünfte Auflage im August 1813 vorbereitet worden. Eine Bemerkung Moores[5]) bestätigt dies.

Zusätze der siebenten Auflage[6]): 832—915, 1024—1028, 1127—1130, 1192—1217.

---

[1]) Life and Letters, p. 179.
[2]) Brit. Mus. 1466. g. 58.
[3]) Brit. Mus. 11643. h. 16.
[4]) Moore, Life and Letters, p. 193.
[5]) Life and Letters, p. 190.
[6]) Brit. Mus. 1466. g. 55.

Digitized by Google

Die Verse 257—259, 335, 343, 479 sind in ihrer jetzigen Fassung hergestellt. Schliesslich lesen wir in dieser Auflage auch den richtigen Text des Mottos. Nachdem in der zweiten Auflage die Ungenauigkeit der ersten berichtigt worden war, hatte sich ein neuer Fehler eingeschlichen, da in der dritten Zeile „fling“ statt „bring“ stand. Moore selbst scheint Byron auf seinen Fehler aufmerksam gemacht zu haben, wie aus einem Briefe unseres Dichters an ihn vom 2. Oktober 1813 hervorgeht. Byron schreibt da, Murray solle die Zeile richtig machen, der Schnitzer (blunder) wäre sein eigener.[1]) Das Datum dieses Briefes, sowie ein am 3. Oktober 1813 geschriebener Brief, in dem der Dichter Murray die Verbesserungen der Verse 335 und 343 angiebt[2]), berechtigen zu der Annahme, dass die siebente Auflage im Oktober 1813, vielleicht schon Ende September, vorbereitet wurde. Die wiederholten Aenderungen an dem Verse 479 finden darin ihre Erklärung, dass Byron anfänglich das Wort „Giamschid“ dreisilbig gebrauchte. Moore bemerkte ihm, dass nach Richardsons persischem Lexikon das Wort zweisilbig sei, woraufhin Byron „gem“ durch “ruby“ ersetzte. Moore schrieb ihm dann wieder, der Vergleich eines Auges mit dem roten Rubin erwecke unwillkürlich den Gedanken an ein blutunterlaufenes Auge, und schlug ihm „jewel“ vor, welches Wort der Dichter dann auch einführte.[3])

Die Form, welche Byron dem „Giaour“ in der siebenten Auflage gegeben, hat er dann für immer behalten.

Bis zum Jahre 1815 erlebte die Dichtung vierzehn Auflagen, ein Beweis für den gewaltigen Eindruck, den sie auf die damalige Lesewelt machte. Die Aufnahme, welche das Gedicht bei der zeitgenössischen litterarischen Kritik fand, war eine entschieden günstige, wenn auch nicht rückhaltlos lobende. Allgemein wurde die unchristliche Moralauffassung, die in der Gestalt des Giaour zum Ausdruck gebracht wird, getadelt. Das meiste Verständnis für die grossartige Anlage dieses

[1]) Moore, Life and Letters, p. 196.
[2]) Moore, Life and Letters, p. 191.
[3]) Moore, Life and Letters, p. 193.

Digitized by Google

Charakters zeigte noch die „Edinburgh Review“.[1]) Ueberhaupt war diese Zeitschrift am freigebigsten mit ihrem Lob. Ganz besonderen Beifall zollte sie der fragmentarischen Form, die einem modernen epischen Gedichte ganz angemessen sei. Der Dichter habe damit die Langweiligkeit älterer Epen vermieden. Die „Quarterly Review“ meinte über diesen Punkt, dass die nicht streng durchgeführte dramatische Form ab und zu eine unangenehme angestrengte Aufmerksamkeit des Lesers nötig mache,[2]) und die „British Review“ ging so weit zu behaupten, Byron hätte in eine einfache Geschichte eine heillose Verwirrung hineingebracht, so dass man Mühe hätte, sich den Zusammenhang zurechtzulegen. Sie schrieb diesen Fehler der Nachahmung Scotts zu, wie sie überhaupt der Ansicht war, dass Byron mit dem „Giaour“ die Scott'schen Epyllien habe nachahmen wollen.[3]) In einem Briefe an Murray vom 12. Oktober 1813 hat Byron diesen Vorwurf ausdrücklich zurückgewiesen.[4])

Ursprung der Fabel.

In seiner Schlussanmerkung zum „Giaour“ teilt uns der Dichter mit, die vorgetragene Geschichte habe sich vor langer Zeit wirklich zugetragen, und zwar sei der Held ein junger Venetianer gewesen. Zufällig hätte Byron sie von einem orientalischen Erzähler in einem Kaffeehause gehört. Dieser Quellenangabe glaubten seine Leser nun aber nicht. Kurze Zeit nach dem Erscheinen des „Giaour“ ging in der Londoner Gesellschaft das Gerücht um, das Gedicht behandle ein Erlebnis Byrons, dieser selbst sei

[1]) Edinburgh Review, Juli 1813. Brit. Mus. 2087. a. vol. 21.

[2]) Quartery Review, Oktober 1813 bis Januar 1814. Brit. Mus. 2087. h. X.

[3]) British Review, Oktober 1813. Brit. Mus. 255. e. 5.

[4]) Moore, Life and Letters, p. 191.

Digitized by Google

der Giaour. Man erzählte sich, seine Lordschaft habe während ihres zweiten Aufenthaltes in Athen (1810) mit einer Haremsdame eine Liebschaft gehabt. Diese sei entdeckt worden, und das arme Mädchen sollte, des Treubruchs überführt, nach türkischer Sitte in einen Sack gebunden ins Meer geworfen werden, als ihr vornehmer englischer Liebhaber noch zur rechten Zeit hinzugekommen sei, um teils durch Geld, teils durch Drohungen beim Gouverneur ihre Freilassung zu erwirken, worauf er sie nach Theben in Sicherheit gebracht habe. Das Gerücht, das, wie sich ergeben wird, auf einem Athener Gerücht aus dem Jahre 1810, der Zeit von Byrons zweitem Aufenhalt daselbst, basierte, nennt Moore „eine inkorrekte Darstellung eines romantischen Vorfalls, der Byron persönlich anging.“[1]) Byron erbat sich von Lord Sligo, seinem alten Studiengenossen, in dem er in der betreffenden Zeit einen neuen Reisekameraden gefunden hatte, [vgl. den Brief vom 25. Juli aus Athen an seine Mutter[2])], Auskunft über den in Frage kommenden Punkt. Sligo antwortete, Byron sandte den Brief am 1. September 1813 an Moore[3]), der ihn in den „Life and Letters“ abgedruckt hat. Ich halte es für nötig, das Schreiben Sligos wörtlich wiederzugeben.

Albany, Monday,
August 31. 1813.

My dear Byron,

You have requested me to tell you all that I heard at Athens about the affair of the girl who was so near being put an end to while you were there; you have asked me to mention every circumstance, in the remotest degree relating to it, which I heard. In compliance with your wishes, I write to you all I heard, and I cannot imagine it to be very far from the fact, as the circumstance happened only a day or two before I arrived at

[1]) Life and Letters, p. 178.
[2]) Moore, Life and Letters, p. 110.
[3]) Moore, Life and Letters, p. 194.

Digitized by Google

Athens, and, consequently, was a matter of common conversation at the time.

The new governor, unaccustomed to have the same intercourse with the Christians as his predecessor, had of course the barbarous Turkish ideas with regard to women. In consequence, and in compliance with the strict letter of the Mahommedan law, he ordered this girl to be sewed up in a sack, and thrown into the sea, — as is, indeed, quite customary at Constantinople. As you were returning from bathing in the Piraeus, you met the procession going down to execute the sentence of the Waywode on this infortunate girl. Report continues to say, that on finding out what the object of their journey was, and who was the miserable sufferer, you immediately interfered; and on some delay in obeying your orders, you were obliged to inform the leader of the escort, that force should make him comply; — that, on farther hesitation, you drew a pistol, and told him, that if he did not immediately obey your orders, and come back with you to the Aga's house, you would shoot him dead. On this the man turned about and went with you to the governor's house; here you succeeded, partly by personal threats, and partly by bribery and entreaty, in procuring her pardon, on condition of her leaving Athens. I was told that you then conveyed her in safety to the convent, and despatched her off at night to Thebes, where she found a safe asylum. Such is the story I heard, as nearly as I can recollect it at present. Should you wish to ask me any further questions about it, I shall be very ready and willing to answer them.

I remain, my dear Byron,

Yours, very sincerely,

Sligo.[1])

Die von Sligo wiedergegebenen Athener Gerüchte wissen also von einer Identität Byrons mit dem Verführer der Unglücklichen, welche der Londoner Klatsch behauptete,

[1]) Moore, Life and Letters, p. 178.

Digitized by Google

nichts. Moore geht nun auf diese Frage nicht näher ein, scheint aber nach seiner obigen Bemerkung nicht der Ansicht zu sein, dass Byron der Liebhaber des Mädchens gewesen ist.

Jeaffreson in seinem Werk „The Real Lord Byron", das Körting „ein klatschsüchtiges, aber doch wichtiges Buch" nennt,[1]) behandelt bei der Besprechung des „Giaour" nur diesen Punkt, indem er warm für den Dichter eintritt. Er hält die ganze Geschichte für eine Erfindung des Athener Stadtklatsches und meint, Byron hätte den Vorfall in Athen gehört, und die Art und Weise, wie er Nachforschungen darüber angestellt hätte, „caused him to be confounded in local gossip with the heroic actor in the melodrama." Wenn Byron, führt er weiter aus, sich wirklich in seiner Romanze auf etwas Thatsächliches hätte beziehen können, so hätte er nicht Sligo zum Bürgen für die Wahrheit der romantischen Fabel gemacht, sondern hätte in seinem eigenen Interesse selbst alle Einzelheiten genau erzählt, da er nicht imstande gewesen wäre, seine Leser zu seiner Unehre durch Lügen und nicht erschöpfende Behandlung des Stoffs über seine Person irre zu führen.[2])

Hobhouse, Byrons Freund und Reisegenosse, der ihn aber damals schon verlassen hatte und heimgekehrt war, sagt, Byrons türkischer Diener wäre der Geliebte des Mädchens gewesen, und unser Dichter bemerkt bei einer anderen Gelegenheit selbst, dass in dieser Beziehung verschiedentlich über seine Leute geklagt worden sei.[3]) Elze scheint in seiner Biographie geneigt, die Ueberlieferung als wahr anzunehmen, schiebt die Verantwortlichkeit aber der „Fama" zu.[4])

Galt, seiner Zeit ein oberflächlicher Bekannter Byrons, stellt die Identität des Dichters mit dem Verführer des Mädchens als schlechthin feststehend hin, ohne auch nur den leisesten Versuch eines Beweises seiner Behauptung zu machen. „He was, in fact, the cause of the girl being

[1]) Körtings Grundriss, p. 358. Münster, 1893. II. Auflage.

[2]) I. C. Jeaffreson, The Real Lord Byron, New Views of the Poet's Life. In two vols. I, 271 ff. L. 1883.

[3]) s. Karl Elze, Lord Byron, p. 109. Berlin, 1881. II. Auflage.

[4]) Lord Byron, p. 108.

Digitized by Google

condemned — — — —“ ist alles, was er sagt.[1]) Galt war selbst ein Dichter und, wie es scheint, voll von Konkurrenzneid gegen Byron; denn er war naiv genug, sich einzubilden, Byron hätte den Plan zum „Childe Harold“ und zum „Curse of Minerva“ ihm abgelauscht und auch sonst von ihm abgeschrieben.[2]) In der „Introduction“ seiner Biographie spricht er von Byrons „dunklen Charaktereigenschaften“, und weiter meint er, des Dichters Charakter wäre „nicht darauf angelegt gewesen, anhaltende Zuneigung oder Achtung zu erwecken.“ Galt ist ein wenig liebenswürdiger Biograph und scheint leicht geneigt, immer das Schlimmste von seinem Helden anzunehmen. Moore nennt seine Biographie „a work wholly unworthy of the respectable name it bears“.[3]) Im übrigen ist seine Schilderung des Vorfalls nur ein Auszug aus dem Briefe Sligos, mit dem sie teilweise wörtlich übereinstimmt. Die Quelle giebt er aber nicht an. Wie aus einer Tagebuchnotiz Byrons hervorgeht, hat dieser ihm den Brief selbst gezeigt:

Sunday, December 5. [1813.]

Galt called. — — — — I showed him Sligo's letter on the reports of the Turkish girl's „aventure“ at Athens soon after it happened. He and Lord Holland, Lewis, and Moore, and Rogers, and Lady Melbourne have seen it. Murray has a copy. I thought, it had been unknown, and wish, it were; but Sligo arrived only some days after, and the rumours are the subject of his letter. That I shall preserve, — it is as well. Lewis and Galt were both horrified; and Lewis wondered I did not introduce the situation into „The Giaour“. He may wonder; — he might wonder more at that production's being written at all. But to describe the feelings of that situation were impossible — it is icy even to recollect them.[4])

---

[1]) John Galt, Life of Byron, p. 158. L. 1837.
[2]) Life of Byron, p. 182 ff.
[3]) Life and Letters, p. XIX.
[4]) Moore, Life and Letters, p. 210—211.

Digitized by Google

Noch nach späten Jahren (es ist nicht zu ersehen, warum) ist Byron auf diese Angelegenheit zurückgekommen; am 12. Dezember 1821 schrieb er in einem Briefe aus Pisa an Th. Moore folgendes:

> I suppose, I told you that the Giaour story had actually some foundation on facts; or, if I did not, you will one day find it in a letter of Lord Sligo's, written to me after the publication of the poem. I should not like marvels to rest upon any account of my own, and shall say nothing about it. However the real incident is still remote enough from the poetical one, being just such as, happening to a man of any imagination, might suggest such a composition. The worst of any real adventures is that they involve living people —.[1])

Aus diesem Briefe und aus der Tagebuchstelle erhellt, dass dem „Giaour" ein wirklicher Vorfall, bei dem Byron persönlich beteiligt war, zu Grunde liegt. Der Annahme Jeaffresons also, dass der ganze Athener Stadtklatsch nur auf Erfindung beruhe, ist damit, so gut gemeint sie auch sein mag, jegliche Begründung entzogen. Ausserdem ist eine solche Verdrehung von Thatsachen, die allgemein für wahr gehalten wird, in ein bis zwei Tagen wohl kaum denkbar.

Wenn nun Galt und vielleicht auch Elze, und mit ihnen die Londoner Gesellschaft der damaligen Zeit schlankweg den Retter des Mädchens, wahrscheinlich Byron, mit seinem Verführer und Liebhaber gleichsetzen, so fehlt ihnen der Beweis. Darin, dass Sligo in seinem Briefe von der angenommenen Liebschaft Byrons nichts erwähnt, sehe ich nichts Merkwürdiges; denn er wird von dem Vorwurf, den man seinem Freunde in London machte, nichts gewusst, und Byron wird ihm darüber nichts geschrieben haben. Allerdings könnte man den Schlusssatz jener Tagebuchstelle vom 5. Dezember so deuten, dass unser Dichter wirklich der Liebhaber des Mädchens gewesen ist. Allein das ist

[1]) Moore, Life and Letters, p. 545.

Digitized by Google

nach meiner Ansicht eine gezwungene Auslegung. Bei seinem leicht erregbaren Charakter ist es sehr gut denkbar, dass die ausserordentliche Anteilnahme nur dem fürchterlichen Schicksal der Unglücklichen, nicht ihrer Person direkt galt. Es ist immerhin merkwürdig, dass Byron, als er nun doch einmal Galt, Lord Holland u. s. w. den Brief zeigte, ihnen nicht auch zugleich seine Unschuld versicherte. Doch vielleicht wollte er einfach durch den Brief, in dem die wiedergegebenen Gerüchte nichts von seiner Identität mit dem Verführer wissen, seinen Bekannten den wahren Sachverhalt, soweit er seine Person betraf bezw. nicht betraf, klar legen. Schliesslich erfahren wir aus seinem Pisaer Briefe an Moore seinen festen Willen, das Dunkel nicht zu erhellen — „I shall say nothing about it". Und zwischen den Zeilen dieses Briefes ist zu lesen, dass ihn die Angelegenheit persönlich nicht näher anging.

Mehr als wunderbar ist es nun aber, dass Byron dem Kapitän Medwin, mit dem er in Pisa zusammen war, nach dessen Wiedergabe in seinen „Conversations" das ganze Begebnis in allen Einzelheiten erzählt haben soll, Einzelheiten, die in der Hauptsache dem Briefe Sligos entsprechen, hier und da jedoch auffällig abweichen, am auffälligsten darin, dass Byron sich selbst als den Liebhaber des Mädchens aufgespielt und sich allem Anschein nach noch etwas darauf zu gute gethan hat. „Er habe mit der Sklavin ein Verhältnis gehabt, und habe ihr in den Rhamazantagen, während welcher die türkischen Frauen nicht ausgehen dürfen, ein Liebeszeichen gesandt, wodurch sie entdeckt worden wären. Auf einem seiner abendlichen Ritte habe er noch gerade schnell genug mit Hilfe seiner albanischen Leibwache den Wassertod seiner Geliebten abwenden können und habe dann in Athen durch Geld ihre Freisprechung erwirkt unter der Bedingung, dass er sein Verhältnis zu ihr löse und sie sofort nach Theben schaffe. Wenige Tage darauf sei sie in Theben am Fieber gestorben, vielleicht auch vor Liebe."[1])

[1]) Thomas Medwin, Conversations of Lord Byron: noted during a residence with his Lordship at Pisa, in the years 1821 and 1822. Second edition, p. 121—124. L., 1824.

Digitized by Google

Seiner festen Absicht, „nichts darüber zu sagen", entspricht diese Erzählung nun allerdings nicht. Doch wenn Medwin uns nicht getäuscht hat, so will es mich dünken, dass er von Byron getäuscht worden ist. Byron hat es immer geliebt, andere Leute in meist harmloser Weise zum Besten zu haben.[1]) Und es ist sehr wahrscheinlich, dass er den braven Kapitän, der ihn in seinen „Conversations" wohl über seine Person hat aushorchen wollen, und damit auch das englische Publikum an der Nase herum führte. Denn er mochte ahnen, dass die „Enthüllung", die er gab, einst dem Londoner Leserkreise würde aufgetischt werden. Er stützte sich da bequem auf den Londoner Klatsch und hat das Geschichtchen noch sonst hübsch aufgeputzt. Die Art und Weise, wie er sich dabei als frivolen Helden aufspielt, entspricht ganz dem Wesen seiner späteren Jahre. Durch den abendlichen Ritt und die „albanische Leibwache" wird das Histörchen noch etwas romantischer, als es schon an und für sich ist; und die Schlussbemerkung „bald darauf starb sie, — vielleicht vor Liebe!" klingt etwas zu sehr nach Effekthascherei, als dass ich die dem Medwin gegebene Erklärung als ernst gemeint auffassen könnte.

Uebrigens versicherte Byron einmal im Jahre 1821: „I am not a Joseph, nor a Scipio, but I can safely affirm that I never in my life seduced a woman".[2]) Sollen wir ihn bei einem Bekenntnis, das viel ernsthafter klingt und weittragender und schwerwiegender ist, als das dem Medwin gemachte, der absichtlichen Lüge zeihen? Schreibt doch auch Elze, dass er bei seinen pikanten Abenteuern eigentlich immer der Verführte war.[3]) Ich komme also zu der Folgerung, dass Byron nicht der Liebhaber des Mädchens gewesen ist, — es ist möglich, dass Hobhouse mit seiner Behauptung Recht hat — wohl aber ihr Retter. Denn er hatte ein weiches Herz, und eine solche edle Hilfsbereitschaft mit schnellem, impulsivem Entschluss ist bei seiner grossmütigen, leidenschaftlichen Natur etwas nicht Ungewöhnliches. „Warmes

[1]) s. Elze, Lord Byron, p. 251 ff.
[2]) Moore, Life and Letters, p. 159.
[3]) Lord Byron, p. 144.

Digitized by Google

und hilfsbereites Mitgefühl mit fremder Not begleitete ihn durchs Leben. 'Unglück war in seinen Augen heilig', sagt Lady Blessington, 'und schien das letzte Glied der Kette zu sein, das ihn mit seinen Mitmenschen verband'. Seine Teilnahme erkaltete selbst da nicht, wo das Unglück die Folge eigener Verschuldung war." So lesen wir bei Elze.[1]) Aber die Londoner Gesellschaft jener Tage, „die unter den Auspizien des 'ersten Gentlemans von Europa' ihre Orgien feierte, bei der die Modethorheit mit einer Sittenlosigkeit verschwistert war, wie sie seit den Tagen Karls II. nicht ihres Gleichen gehabt hatte",[2]) dieses Publikum, das dazu noch vom „Childe Harold" her gewöhnt war, Byron in dem Helden seiner Dichtung ganz wiederzuerblicken, war in seinem Suchen nach Sensation schnell bereit, in dem Verführer des unglücklichen Mädchens, das der Lord besang, diesen selbst zu sehen, umsomehr da seine Person bei dem dem Gedicht zu Grunde liegenden Vorfall thatsächlich beteiligt gewesen ist. Darin sehe ich den Grund des Vorwurfs, der Byron gemacht wurde, und den manche seiner Biographen weitertrugen.

Inwieweit nun aber der Brief Sligos den Hergang des Abenteuers in seinen Einzelheiten richtig wiedergiebt, ist nicht zu ermitteln. Einerseits betont Byron in der citierten Tagebuchstelle, dass das Schreiben nur Gerüchte darstelle, anderseits teilt er Moore im Jahre 1821 mit, er würde die dem „Giaour" zu Grunde liegenden Thatsachen in diesem Briefe wiederfinden. Jedoch scheint mir soviel festzustehen, dass Byron einst Ende Juli 1810 in Athen noch gerade zur rechten Zeit kam, um eine Haremsklavin zu retten, die wegen Treubruchs dazu verurteilt worden war, lebendig ins Meer geworfen zu werden, indem er bei dem Gouverneur von Athen[3]) ihre Freisprechung durchsetzte.

---

[1]) Lord Byron, p. 369.

[2]) Elze, Lord Byron, p. 126.

[3]) In der „Additional note, on the Turks" im „Appendix to Canto II." vom „Childe Harold" erfahren wir, dass dieser Gouverneur Suleyman Aga hiess und ein „Bonvivant" war. Nach der erwähnten

Digitized by Google

Dieses Ereignis hat ihm, wie er in dem Pisaer Brief an Moore andeutete, die Anregung zum „Giaour“ gegeben, und die Quellenangabe in der Schlussanmerkung ist wohl eine leere Fiktion.

Leila.

Da also nach meiner Annahme nicht das Haremsmädchen selbst, sondern nur ihr Schicksal und der ganze Vorfall Byrons Teilnahme erweckt und ihm später Anregung zum „Giaour“ gegeben haben, so tritt jene auch in der Dichtung wenig hervor und bleibt mehr im Hintergrunde. Sie hiess Leila und war eine orientalische Schönheit mit blitzenden Gazellenaugen. Aus Liebe zu einem Ungläubigen brach sie ihrem Herrn die Treue, und da sie das wagte, muss ihre Liebe sehr tief und leidenschaftlich gewesen sein. Ein grässlicher Tod straft sie für ihr Vergehen. Stumm stirbt sie für den Helden, ohne einen Laut, ohne Widerstand. Das ist alles, was der Leser von ihr erfährt.

Nicht minder leidenschaftlich, als sie selbst sich hingab, wurde sie wiedergeliebt:

The cold in clime are cold in blood,
Their love can scarce deserve the name;
But mine was like the lava flood
That boils in Aetna's breast of flame.
I cannot prate in puling strain
Of ladye-love, and beauty's chain:
If changing cheek, and scorching vein,
Lips taught to writhe, but not complain,
If bursting heart, and madd'ning brain,
And daring deed, and vengeful steel,
And all, that I have felt, and feel,
Betoken love — that love was mine. [1099—1110.]

Note und nach einem Brief an seinen Freund Hodgson vom 14. XI. 1810[1]) hat Byron später mit ihm verkehrt.

[1]) James T. Hodgson, M. A., Memoir of the Rev. Francis Hodgson, B. D., Scholar, Poet, and Divine. With Numerous Letters from Lord Byron and others. 2 vols. I, p. 175. L., 1878.

Digitized by Google

Aber eine solche Liebe ist nicht konstruiert, vielmehr drängt die heisse Glut, die aus diesen Zeilen spricht, dem Leser die Ueberzeugung auf, dass ihre Wärme vom Dichter schon selbst empfunden worden ist. Ein leidenschaftliches Gefühl so zu zeichnen, ohne es zu kennen, ist meiner Ansicht nach unmöglich. Und, in der That, Byron hatte in jener Zeit schon das Stadium der Liebe durchgemacht, und seine Liebe war dieselbe intensive, wie die des Ungläubigen. Am 16. November 1813, also im Erscheinungsjahre des „Giaour" findet sich in seinem Tagebuche folgende Notiz: „To-night I saw both the sisters of **; my God, the youngest so like! — — — I hate those liknesses — the mock-bird, not the nightingale — so like, as to remind, so different, as to be painful." Und Moore fügt auch in seiner Anmerkung die entsprechenden Worte des Giaour hinzu:[1])

My good, my guilt, my weal, my woe,
My hope on high — my all below.
Eearth holds no other like to thee,
Or, if it doth, in vain for me:
For worlds I dare not view the dame,
Resembling thee, but not the same. [1182—1187.]

Wer da Byrons Schmerz wachruft, bleibt dunkel; denn er war oft verliebt, ganz im Gegensatz zu seinem im „Giaour" vertretenen Standpunkt:

But this was taught me by the dove,
To die — and know no second love. [1265—1266.]

Mag auch das geliebte Wesen, das in unserem Gedicht besungen wird, fingiert sein, eine reine Fiktion ist es jedenfalls nicht, der Gedanke an irgend eine seiner Angebeteten wird dem Dichter die Feder geführt haben. Denn anders sind jene soeben citierten Zeilen und das, was folgt, psychologisch nicht recht verständlich. Von einer seiner verschiedenen Liebschaften wird also anzunehmen sein, dass sie zur Fiktion der Leila und der Liebe zu Leila die Grundlage geboten hat.

Man wird zunächst geneigt sein, an Lady Caroline Lamb zu denken, die Gemahlin des späteren Lord Melbourne,

[1]) Life and Letters, p. 200.

Digitized by Google

Tochter des dritten Grafen von Bessborough. Das intime Verhältnis, in dem Byron zu ihr seit dem Jahre 1812 gestanden hatte, fiel ungefähr in jene Zeit, jedoch hatte sich unser Dichter schon damals, als der „Giaour" entstand, von ihr zurückgezogen und damit die racherfüllte Wut der Lady erregt. Schrieb er doch bereits am 3. Februar 1813 an Hodgson: „The Agnus (Lady Lamb) is furious. You can have no idea of the horrible and absurd things she has said and done since (really from the best motives) I withdrew my homage."[1]) Ferner, Byron spielte bei diesem Verhältnis die Rolle des jugendlich Unerfahrenen, der in die Netze einer sehr schönen, aber koketten und halb verrückten Lady gegangen war. Seine Neigung war mehr künstlich hervorgebracht und, soweit sie überhaupt Wurzel gefasst hatte, nur sinnlich. Allerdings ist die Liebe zu Leila auch sinnlich; aber das sinnliche Moment tritt nie in den Vordergrund, als der Giaour diese Liebe in der Beichte malt. Es wird nur hie und da angedeutet.

'Tis true, I could not whine nor sigh,
I knew but to obtain or die.
I die — but first I have possess'd,
And come, what may, I have been blest. [1112—1115.]

Das ist zwar keine platonische Liebe, die nichts fordert, aber eine mächtige, grosse Liebe, die sich ganz ausleben will, die den ganzen Menschen erfasst und durchdringt und damit das Sinnliche einschliesst, es aber zugleich idealisiert und verklärt. Ganz anders war die Neigung Byrons zur Lady Lamb, macht er sich doch über Caroline lustig, wie wir gesehen haben.

Der Dichter hatte sich nun bereits in jenen Monaten für seine spätere Gemahlin interessiert. Die Schwiegermutter der Caroline Lamb, Lady Melbourne, die Byron als „seine zweite Mutter"[2]) verehrte, hielt eine eheliche Verbindung des Lords mit einer Angehörigen ihrer Familie für das beste Mittel, um dem Skandal, den seine auffällige „Freundschaft" mit Lady Caroline hervorrufen musste, aus dem

[1]) Memoir of Hodgson, I, p. 273.
[2]) Jeaffreson, The Real Lord Byron, I, p. 246.

Digitized by Google

Wege zu gehen. Zu diesem Zwecke machte sie ihn im Jahre 1812 mit ihrer Nichte Anna Isabella (Annabella) Milbanke, damals zwanzigjährig, bekannt.[1]) Byron gefiel die junge Dame so, dass er ihr einen Antrag machte, der aber vorläufig abgewiesen wurde, jedoch in freundschaftlicher, keineswegs verletzender Weise; denn nachdem Annabella London wieder verlassen hatte, standen beide in Briefwechsel. Am 30. November 1813 teilt uns der Dichter in seinem Tagebuche mit:

> Yesterday, a very pretty letter from Annabella, which I answered. What an odd situation and friendship is ours! — without one spark of love on either side, and produced by circumstances which in general lead to coldness on one side, and on aversion on the other. She is a very superior woman, and very little spoiled, which is strange in an heiress — a girl of twenty — a peeress that is to be, in her own right — an only child, and a „savante", who has always had her own way. She is a poetess — a mathematician — a metaphysician, and yet, withal, very kind, generous, and gentle, with very little pretension. Any other head would be turned with half her acquisitions, and a tenth of her advantages."[2])

Wenn nun auch die Bemerkung, dass sein Verhältnis zu Annabella „without one spark of love" sei, dem Leser bei dem, was folgt, ein Lächeln ablockt, so klingt alles doch zu launig und vernünftig, als dass diese Neigung zu einer so wilden Leidenschaft, wie die des Giaour, das Material geliefert haben könnte. Wo ist hier das tiefe Weh, das aus den Worten des Ungläubigen schreit?

> And she was lost — and yet I breathed,
> But not the breath of human life:
> A serpent round my heart was wreathed,
> And stung my every thought to strife. [1192—1195.]

Davon fühlte Byron nichts, als ihm Miss Milbanke einen Korb gegeben hatte.

---

[1]) Jeaffreson, The Real Lord Byron, I, p. 246 ff.
[2]) Moore, Life and Letters, p. 209.

Digitized by Google

Es erhellt also, dass wir uns nach einem andern Quell umsehen müssen, aus dem seine Darstellung der Liebe zu Leila geflossen ist; da die Beziehungen, in denen er zur Frauenwelt stand, als er den „Giaour“ aufs Papier warf, kein fruchtbarer Boden für eine solche heisse, düstere Dichtung waren, mag es vielleicht die fortglimmende Erinnerung an eine seiner früheren Liebschaften gewesen sein, die ihn zu jenen Versen fortriss. Bekanntlich hatte er sich zum ersten Male verliebt, als er noch nicht acht Jahre alt war, und zwar in seine Base Mary Duff, die etwas älter war, als er. Die Neigung sass tiefer, als man meinen sollte. Als Byron in einem Alter von 16 Jahren die Kunde von der Verheiratung Marys vernahm, traf sie ihn wie ein Donnerschlag. Die Erinnerung an diese Knabenliebschaft begleitete ihn also noch lange Jahre, besonders im November 1813 muss sie stark in den Vordergrund seiner Gedanken getreten sein. Am 26. November hat er uns den Verlauf der aussergewöhnlich frühreifen Neigung berichtet, indem er mit den Worten beginnt: „I have been thinking lately a good deal of Mary Duff — — —“.[1]) Schon am 17. November hatte er die Notiz gemacht: „I have begun, or had begun, a song, and flung it into the fire. It was in remembrance of Mary Duff — — —“.[2]) Es ist möglich, wenn nicht gar wahrscheinlich, das er in jener am Tage vorher geschriebenen, bereits zitierten Tagebuchstelle, nach der der Anblick zweier Schwestern einer einst Geliebten schmerzliche Erinnerungen in ihm wachgerufen habe, Mary Duff gemeint hat. Von einer jüngeren Schwester Marys, Helene, wissen wir. Trotz alledem bleibt es sehr fraglich, ob auf die erste Knabenliebe, die im November in seinen Gedanken vorherrschte, sein Sinn schon gerichtet war, als er im Mai vorher den „Giaour“ begann und spätestens im Oktober beendete. Denn Byron wechselte rasch in seinen Empfindungen und Gefühlen. Während seines Aufenthaltes in Dulwich im Jahre 1800 verliebte er sich zum zweiten Male,

[1]) Moore, Life and Letters, p. 9.
[2]) Moore, Life and Letters, p. 202.

Digitized by Google

wieder in eine Base, Margarete Parker, Tochter und Enkelin der Admirale dieses Namens. Und diese Liebe veranlasste ihn nach seinen eigenen Worten zu seinem ersten „dash into poetry“. Seine Neigung schien, wie er selbst glaubte, erwidert zu werden. Kurze Zeit nachher starb Margarete an der Schwindsucht. Das erste Gedicht aus den „Hours of Idleness“ (aus dem Jahre 1802) ist ihrem Andenken gewidmet.

Doch bereits nach wenigen Jahren wurde diese zweite Knabenliebe von einer viel mächtigeren Leidenschaft verschlungen. Ich meine seine Neigung zu Miss Chaworth. Als er im Jahre 1803, ein Schüler von Harrow, die Sommerferien bei seiner Mutter in Nottingham verbrachte, wanderte er gern und oft nach dem benachbarten, aber damals vermieteten Newstead und lernte Mary Ann, die Tochter und Erbin der auf dem angrenzenden Annesley ansässigen Familie Chaworth kennen und lieben. Der freundliche Mieter räumte ihm ein Zimmer ein, so dass er Gelegenheit hatte, den „hellen Morgenstern von Annesley“, wie er sie nannte, fast täglich anzuschwärmen. Später blieb er auch manchmal die Nacht über in Annesley Hall. Die Mutter von Mary Ann — der Vater war tot — soll ihn begünstigt haben, und das schöne Mädchen, zwei Jahre älter, als er, war immer gütig gegen den Fünfzehnjährigen. Er trug sich mit der Absicht, sie zu heiraten. Wenn sie ihm schwermütige Volksweisen vorspielte, träumte er entzückt neben ihr. Doch nach sechs glücklichen Wochen wurde seiner Schwärmerei die Hoffnung genommen, auf eine Weise, wie sie Byron nicht tiefer schmerzen konnte. Eines Abends musste er zufällig hören, wie Miss Chaworth ihrem Kammermädchen sagte: „Glaubst Du denn, ich mache mir etwas aus dem lahmen Jungen?“ Gerade die Ewähnung seiner Lahmheit brachte ihm schneidendes Weh. In krampfhaftem Schmerz stürmte er in die anbrechende Nacht und lief bis Newstead. Unmittelbar darauf verlobte sich Mary Ann mit einem Herrn John Musters. Nach einem Jahre musste er noch förmlichen Abschied von ihr nehmen. Im August 1805 fand ihre Vermählung statt. Als ihm seine Mutter die Nachricht in

Digitized by Google

frivoler Weise mitteilte, und zwar in Gegenwart eines Dritten, wurde er leichenblass, aber er bezwang sich. Er sah seine Angebetete zum letzten Male, als ihn ihr Gatte im Jahre 1808 in Annesley Hall zu Tisch geladen hatte. Es wurde ihm ihr Töchterchen gezeigt; er zuckte zusammen und behielt nur mit Mühe seine Selbstbeherrschung. Von ihrem Gatten ungeliebt, starb sie ihm Jahre 1832 im Wahnsinn.

Das Leid, das an Byron nagte, ergoss sich in zahlreiche Gedichte. An Mrs. Musters sind gerichtet: „To Anne"; „To the Same" (beide aus dem Jahre 1807); „To my dear Mary Anne"; „Well, thou art happy" (kurz nach dem Gastmahl 1808 gedichtet); „To a Lady, on being asked my Reason of quitting England in the Spring" (Dezember 1808); „Stanzas to a Lady, on leaving England" (1809). Die Liebe überdauerte die ganze Reise mit ihren episodischen Neigungen für Florence (Mrs. Spencer Smith) und das Mädchen von Athen (Theresa Macri). Als Byron am 25. September 1811 seinem Freunde Hodgson von Newstead Abbey einen Brief in trauriger Gemütsstimmung sandte, riet ihm dieser in poetischer Form, „to banish care". Byron antwortete darauf in einem längeren Gedichte, es sei immer noch die alte Leidenschaft zu Mary Ann, die ihm das Herz schwer mache, die er nicht überwinden könne.[1])

Washington Irving meint, der Dichter habe absichtlich über die alten Erinnerungen gebrütet, weil er wusste, dass diese Erinnerungsschwelgerei eine Fundgrube von Poesie für ihn war.[2]) Irving mag Recht haben, und es ist auch möglich, dass bei diesem Brüten über vergangene Zeiten die Gefühle jener Erinnerungen in einander liefen, dass er dabei die Empfindungen verwechselte, dass die Gedanken miteinander verschwammen, und er dann aus dem Vollen schöpfte. Trotzdem wiederhole ich: wenn Byron, wie es wohl anzunehmen ist, den Stoff zu der Liebe des Giaour zu Leila seinem eigenen Liebesleben entnommen hat, so muss er an eine bestimmte seiner Angebeteten gedacht

[1]) Memoir of Hodgson, I, p. 211. Moore, Life and Letters, p. 140.
[2]) s. Elze, Lord Byron, p. 48.

Digitized by Google

haben, zu der seine Liebe mächtiger war, als seine andern Neigungen. Denn anders ist der bereits angeführte Gedanke „Sterben — und keine zweite Liebe zu kennen“ von Byrons Standpunkt aus nicht zu verstehen. Ich möchte nun vermuten, dass Miss Chaworth jene Geliebte gewesen ist. Ohne Frage war die Leidenschaft zu ihr den beiden andern Jugendneigungen des Dichters an Macht weit überlegen; ja, sie war eigentlich seine erste wirkliche Liebe im Vergleich zu jenen Kindheitsepisoden. Denn war Byron damals auch noch nicht erwachsen, so ist doch ein frühreifer Fünfzehnjähriger schon im Stande, als Jüngling zu denken und zu empfinden. Wenn auch der Dichter noch im November 1813 Mary Duff in seinem Tagebuch wiederholt erwähnt hat, so will das doch garnichts sagen gegen das wunderbare Gedicht „The Dream“, das er im Andenken an Mary Ann 1816 zu Diodati unter strömenden Thränen schrieb, und „das zu den ergreifendsten Erzeugnissen nicht nur der Byron'schen Muse, sondern der lyrischen Poesie überhaupt gehört.“ [1]) Dürfen wir dem Gedicht Glauben schenken, so führte ihn sein Geist sogar bei dem Akt seiner Vermählung, als er mit seiner Braut vorm Altar stand, hinweg zu Mary Ann Chaworth. Immer wieder kehrten seine Gedanken zu ihr zurück, bis er England verliess; nach der Heimkehr plagten sie ihn von Neuem, oder hatten vielleicht garnicht aufgehört, ihn zu quälen. Und noch im fünften Gesang des „Don Juan“ (IV.) liessen sie ihm keine Ruhe. „The third and greatest of all his grand passions“ nennt Jeaffreson mit Recht diese lange Liebe.[2]) Sie war eben seine Jugendliebe. Nicht nur das, sie war auch seine einzige wirklich unglückliche Liebe, unter der er schwer gelitten hat. Auch der Giaour leidet unter seiner Liebe. Ferner vergleiche man die Thatsache, dass Byron Mary Ann mit Vorliebe „den hellen Morgenstern von Annesley“ nannte, mit folgenden Zeilen aus der Dichtung:

---

[1]) Elze, Lord Byron, p. 48.
[2]) The Real Lord Byron, I, p. 118.

Digitized by Google

She was a form of life and light,
That, seen, became a part of sight;
And rase, where'er I turn'd mine eye
The Morning-star of Memory! [1127—1130.]

Das Gedicht „Stanzas to a Lady, on leaving England" schliesst in seiner ursprünglichen Fassung:[1])

Though wheresoe'er my bark may run,
I love but thee, I love but one.

Und auch im „Childe Harold" klagt er von Mary Ann:

For he — — —
Had sigh'd to many though he loved but one,
And that loved one, alas! would ne'er be his.[2])

Fühlte er so für Miss Chaworth, so mochte er sich dieser Liebe als seiner wahrsten und tiefsten aus seiner Jugendzeit bewusst sein. Sie muss wieder wach gewesen sein in seiner Seele, als er im „Giaour" den Gedanken formte „Sterben — und keine zweite Liebe kennen" und die Worte schrieb: „each thought was only thine!" [1181.]

Und jenes Gedicht, in dem Byron Hodgson auf seine sanfte Mahnung „to banish care" sein von unglücklicher Liebe zerwühltes Herz aufdeckte, weist in der kompakten Leidenschaftlichkeit seines Gedankeninhalts eine auffällige Parallele zu einem Wehschrei des Giaour auf:

Why marvel ye, if they who lose
This present joy, this future hope,
No more with sorrow meekly cope;
In phrensy then their fate accuse:
In madness do those fearful deeds
That seem to add but guilt to woe? [1149—1154.]

Das erwähnte Gedicht vom 11. Oktober 1811 ist unter der Ueberschrift „Epistle to a Friend" in Byrons Werke aufgenommen. „O, banish care, — schrieb er dem Freund, — ist wohl das Motto Deines jubelnden Schwärmens, doch höhne nicht mit solchem Spott einen Betrübten, dem alles, was ihm teuer war, entrissen ist, der mit allen seinen Gedanken — ich beschwöre Dich, sprich mir von allem, nur

[1]) The complete Works of Lord Byron, reprinted from the last London edition, Frankfort o. Main 1852, p. 899, Anm. 1.

[2]) Childe Harold, I, 5.

Digitized by Google

nicht von Liebe. Meine Braut sah ich als die Braut eines Andern, ich sah sie neben ihm sitzen und sah ihr Kind und das süsse Lächeln ihres Kindes, jenes süsse Lächeln, das sie einst für mich hatte, als wir noch jung waren und unschuldig, wie ihr Kind. In kalter Verachtung fragten ihre Augen nach meinem heimlichen Schmerz, doch ich spielte meine Rolle gut, und meine frohe Wange strafte mein Herz Lügen. Ich fühlte mich in dem Banne dieses Weibes, und doch küsste ich ihr Kind, das mein Kind sein sollte. Ach, die Zeit hat meine Liebe nicht zu löschen vermocht —

But, let this pass, — I'll whine no more,
Nor seek again an eastern shore;
The world befits a busy brain, —
I'll hie me to its haunts again.
But if, in some succeeding year,
When Britain's „May is in the sere",
Thou hearst of one, whose deepening crimes
Suit with the sablest of the times,
Of one, whom Love nor Pity sways,
Nor hope of fame, nor good men's praise,
One, who in stern Ambition's pride,
Perchance not Blood shall turn aside,
One, rank'd in some recording page
With the worst anarchs of the age,
Him wilt thou know — and knowing, pause,
Nor with the effect forget the cause.[1])

Aus demselben Metall, wie dieser Schmerz über die Liebe zu Ann Chaworth, der sich in verbrecherischen Kraftäusserungen entladen will, ist das Liebesunglück des Giaour geschmiedet. Auch er sucht seinen Jammer im Morden und Totschlagen zu ersticken. Es bestärkt mich das in meiner Annahme, dass Byron mit seinen Gedanken bei Mary Ann war, als er die Liebe seines Helden zu Leila schilderte. Selbstverständlich halte ich es nur für sehr wahrscheinlich und nicht für sicher; denn unwiderlegbar nachweisen lassen sich solche Vorgänge in dem Gefühlsleben eines nunmehr Toten überhaupt nicht.

[1]) Poet. Works, Miscellaneous Poems. Moore, Life and Letters, p. 140.

Digitized by Google

Der Held.

Es ist bekannt, dass Byron mit seinen Helden in gewissem Sinne immer sich selbst gemeint hat. Elze schreibt: „Der Held der [griechischen] Erzählungen ist stets sein eigenes, mit möglichst dunklen Farben gemaltes Abbild — — —; er wird stets von der Erinnerung an eine geheime Schuld und dunkle That gepeinigt und von unbezähmbaren Leidenschaften gepeitscht".[1]) Zunächst wird es also bei der Besprechung des Helden unserer Dichtung meine Aufgabe sein, den Dichter durch den Menschen zu erläutern.

Das weltschmerzliche Spielen mit einem Schuldbewusstsein ist bei Byron etwas Gewöhnliches und Bekanntes, zuerst zeigte es sich im „Childe Harold". Die andere, mehr positive Seite seiner Poesie, die im „Giaour" und seinen übrigen Romanzen zum Ausdruck kommt, ist die Freude am Gewaltthätigen, und auch dazu lag der Same in Byrons Natur. Als er im Jahre 1810 auf der Reise von Konstantinopel nach Athen auf dem Deck seiner Fregatte einen türkischen Dolch bemerkte, besah er sich ihn eine Weile und sagte dann: „I should like to know how a person feels after committing a murder!" Moore fügt hinzu: „In this startling speech, we may detect, I think, the germ of his future Giaours and Laras".[2]) Einen ebenso auffälligen gemeinsamen Zug in Byrons privatem Empfinden und der Charakterbildung seines Helden entdeckten wir bereits in der „Epistle to a Friend", wo wir ebenfalls, wie im „Giaour", aus unsäglichem Liebesschmerz die Wollust am Verbrechen fliessen sahen. Und eine gewisse Sehnsucht nach Gewaltthaten zeigt uns jener Ausspruch beim Anblick des türkischen Dolches. Byron war aber in Wirklichkeit niemals gewaltthätig oder verbrecherisch. Wo ist nun die verborgene Wurzel dieser Erscheinung in seinem Charakter zu suchen? Um an der Hand der vorliegenden Dichtung dem geheimen Winkel in Byrons Dichterseele nachzuspüren, sehen wir uns erst die Gestalt des Giaour näher an.

[1]) Lord Byron, p. 139.
[2]) Life and Letters, p. 110.

Digitized by Google

Seine grosse Liebe war nicht eine entsagende, sie war eine verlangende, die um jeden Preis sich bis zum Ende ausleben wollte, obwohl er die grässlichen Folgen, die kommen konnten, wohl kennen mochte. Als diese Folgen kamen, und er sich als der Schuldige fühlen musste, klammerte sich sein Selbstbewusstsein an die Rache; der Opfertod der Geliebten soll durch den Tod anderer gleichsam aufgehoben werden. Und es gelingt ihm, seinen Todfeind, den betrogenen Gatten, und dessen Scharen umzubringen. Aber auch damit hat er nicht genug, noch an der hoffnungslosen Reue des Toten will er sich weiden. Er kennt keine Rücksicht, wenn etwas den Weg seines Willens kreuzt, er empfindet nur für sich, für seine Ziele und für das, wofür ihn gerade seine Leidenschaft gepackt hat. Mehreren hat er den Tod gebracht, eine liebende Mutter unglücklich gemacht und selbst dabei die Ruhe und das Glück nicht gefunden, und doch beugt er sich nicht. In düsterer Zurückgezogenheit lebt er im Kloster. Die Mönche möchten ihn am liebsten aus ihrer Nähe entfernen, die Ehrfurcht jedoch, die er ihnen immerhin einflösst, lässt sie nichts wagen. Er macht dem Kloster Geschenke, aber nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Stolz. Die kirchlichen Wohlthaten verschmäht er, sie können seinen Schmerz nicht lindern, allein bleiben will er mit seinem Schmerz und seiner Schuld. Dass er auf dem Sterbebette einem Pater sein Geschick beichtet, steht im Grunde genommen im Widerspruch zu seinem sonstigen Verhalten und ist somit psychologisch unmotiviert. Diese redselige Mitteilsamkeit, mit der er sich trotz alles abweisenden Hochmuts der göttlichen Gnade von ferne etwas nähert, passt nicht zu seiner einsamen Härte. Unbeugsam ist er einer „who would but do what he hath done". [1023.]

In einer solchen Gestalt offenbart sich ein starkes Persönlichkeitsgefühl und eine rücksichtslose Ichsucht. Eine Kraftmoral sehen wir hier verkörpert, die auch vor Thaten, die das Sittengesetz unserer Kultur als Verbrechen verabscheut, nicht zurückschreckt. Ueber die ethischen Schranken, die für den gewöhnlichen Menschen gelten, fühlt sich dieser Ausnahmemensch erhaben, er meint, alles sich dienstbar

Digitized by Google

machen zu können. Der Giaour ist kein gewöhnlicher Verbrecher, er ist eine Herrennatur.

Betrachten wir unsern Helden von diesem Gesichtspunkte aus, so kommen wir dem Verständnis etwas näher, sobald wir denselben Herrscherkultus in eine praktische Lebensanschauung Byrons übertragen kennen lernen, und zwar aus folgenden vom 23. Nov. 1813 datierten Tagebuchblättern: „If I had any views in this country, they would probably be parliamentary. But I have no ambition; at least, if any, it would be 'aut Caesar, aut nihil'." Weiter schreibt er: „After all, even the highest game of crowns and sceptres, what is it? Vide Napoleons last twelvemonth. — — — I thought, if crushed, he would have fallen, when 'fractus illabitur orbis', and not have been pared away to gradual insignificance." Schliesslich ruft er aus: „To be the first man — — — is next to Divinity!" [1]) Aut Caesar, aut nihil! Der Erste zu sein ist beinahe göttlich! Deutlicher und prägnanter konnte Byron seine Lebensauffassung nicht ausdrücken. Und in der Gestalt Napoleons, dieser „Synthesis von Unmensch und Uebermensch", wie ihn Nietzsche einmal nennt,[2]) suchte er die Verkörperung seines Herrscherideals. Napoleons Fall hat allerdings seinen Glauben an dieses Ideal erheblich erschüttert. Aber als der „Giaour" gedichtet wurde, war die Völkerschlacht bei Leipzig noch nicht geschlagen; und wie er sich den Untergang seines „Pagoden" Napoleon dachte, — er nennt ihn so am 8. April 1814 in seinem Tagebuche [3]) — so ist auch seine Auffassung im „Giaour": der gewaltige Mensch ist selbst noch in seinem Unglück gewaltig, der Herr, der sich nicht meistern lässt. Der Sturz Napoleons erschütterte ihn tief. In seinem Tagebuche beschäftigte er sich viel mit ihm, und bekanntlich widmete er seinem aus der Rolle gefallenen Gott zum Abschied eine Ode, die „Ode to Napoleon Bonaparte". Dabei sah er sich nach andern vollen Kraftnaturen in der Geschichte um, mit denen er ihn verglich, Karl V. z. B. und Sulla zog er heran. Am 9. April 1814

[1]) Moore, Life and Letters, p. 205.
[2]) „Zur Genealogie der Moral" (Erste Abhandlung, 16).
[3]) Moore, Life and Letters, p. 234.

Digitized by Google

schrieb er: „I am utterly bewildered and confounded“.[1]) Diese ins Mark schneidende Wirkung von Napoleons Untergang, der für ihn zu einem persönlichen inneren Erlebnis wurde, ist ein Beweis, dass jene Denkweise, der Herrscherkultus, tief in seinem innersten Empfinden wurzelte.

Aber wie? Deklamiert Byron nicht überall gegen Tyrannei und Despotismus? Predigt er nicht in seinen Dichtungen Freiheit der Völker und beklagt er nicht im „Childe Harold“ die Knechtschaft der Spanier und Griechen? Bei jeder Gelegenheit liess er eine mindestens liberale politische Gesinnung hervortreten und hegte eine ganz merkwürdige gleichzeitige Verehrung für Napoleon und den republikanischen Washington. Darin liegt ein offenbarer Widerspruch. Ferner bestand ein unversöhnlicher Gegensatz zu des Dichters demokratischer Theorie in seinem Stolz, ja seinem Hochmut, den er manchmal im praktischen Leben zeigte. Niemals vergass er seine vornehme Abkunft, auf seine Lordschaft bildete er sich viel ein. Schon auf der Schule in Harrow liebte er es, sich Freunde auszusuchen, die jünger waren, als er, als deren Beschützer und Mentor er sich aufspielen konnte. Es gefiel ihm, sie gewissermassen als seine Trabanten zu betrachten. Bereits als Kind also fühlte er den vornehmen Herrn in sich. Bekanntlich war sein ganzes Leben hindurch persönliche Willkür das Ausschlaggebende bei seinen Handlungen. Und als er in seinen letzten Jahren nach Griechenland zog, war es wohl im Grunde die geheime Hoffnung, der Fürst des befreiten Volkes zu werden, die ihn trieb; er wollte befreien um zu herrschen. Byron war eine aristokratische Natur durch und durch. Sie steht ganz im Einklang mit dem ausgeprägt Subjektivischen seines Wesens und Dichtens. Ueberall macht sich bei ihm das Recht der subjektiven Selbstbestimmung geltend, das der Aristokrat beansprucht.

„Genies haben selten das Recht, sich selbst zu verstehen“, hat jemand einmal gesagt.[2]) Mit seinem demokratischen Be-

[1]) Moore, Life and Letters, p. 234.

[2]) Friedrich Nietzsche über Richard Wagner in „Jenseits von Gut und Böse“ [Achtes Hauptstück, 256].

Digitized by Google

freiungsidealismus, an den er wohl glaubte, mag er sich selbst betrogen haben. Er ist wahrscheinlich psychologisch zu erklären und entstanden aus einem Oppositionsgeist, den eben sein Wille zur subjektiven Selbstbestimmung geboren hat. Die subjektive Aristokratennatur und der dadurch bedingte Trieb zum Herrschen war in ihm eben das primäre Element, das die angenommene, seinem Wesen im Grunde fremde Meinung überwucherte und den Napoleonkultus erzeugte. Eine andere, mehr contemplative, weiche, weibliche Seite seines Wesens, die ihn auch dem Weltschmerz in die Arme trieb, verbunden mit einer gewissen Willensschwäche, hinderte ihn aber, jenen Trieb im wirklichen Leben zu entfalten. Und doch drängte der seinem Charakter innewohnende Keim nach Entladung seiner Kraft. So suchte Byron sich für das, was ihm die Wirklichkeit nicht geben konnte, in der Phantasie schadlos zu halten, in deren Bereich er sich in die extremste Kraftentfaltung hineinträumte. Anders kann ich mir z. B. jenen mordlüsternen Ausspruch, der ihm beim Anblick des türkischen Dolches entschlüpfte, nicht erklären. In seiner Phantasie tobte sich der einer gesunden Entwickelung unfähige Naturtrieb mit ungeheurer Ausdehnungskraft und Leidenschaftlichkeit aus und schuf solche unheimliche Gewaltmenschen, wie den Giaour. Gerade im „Giaour" verrät sich der gemeinsame Ursprung von Byrons Empfinden als Aristokrat und Dichter ganz deutlich. Auch der Giaour ist ein Geburtsaristokrat.

> The common crowd but see the gloom
> Of wayward deeds and fitting doom;
> The close observer can espy
> A noble soul and lineage high. [866—869.]

Wie also der Giaour, bis zum Verbrechen mutig, ein Mensch mit unvernünftiger Leidenschaftlichkeit und einer überlegenen Rücksichtslosigkeit gegen andere, in Byrons eigenem Charakter wurzelt, glaube ich gezeigt zu haben.

Nur Geister allerersten Ranges, wie Byron, haben die Fähigkeit, ganz aus sich selber heraus solche originale Gestalten zu schaffen. Es ist das die geheimnisvolle Kraft, mit der die Phantasie allein des Genies ihre Bilder aus dem

Digitized by Google

Nichts hervorruft. Wenn Scherer meint, dass die Phantasie nur schlummernde Erinnerungen verarbeite, dass ihre Produktion eigentlich Reproduktion sei,[1]) so mag diese ausgestaltende Phantasie jener dunkeln Zeugungskraft des Genies zu Hilfe kommen, mag sie befruchten und den in ihr schlummernden Triebkeim zum Leben wecken. Die Eindrücke, welche die Seele des Dichters aus Beobachtung und Lektüre gewonnen hat, werden sich mit den Gestaltungen, die aus seinem Innern herauswachsen, vermengen, mag diese Vermengung auch unbewusst geschehen. Es ist also bei aller subjektiven Originalität der Byron'schen Charaktere und des Giaour immerhin nicht ohne weiteres die Möglichkeit abzuweisen, dass irgend eine Beeinflussung durch Fremdes, zum mindesten eine Anregung von aussen her zu entdecken ist. Da Byron in jenem Kraft- und Herrscherkultus, soweit er bei ihm Lebensanschauung war, sich an Napoleon anlehnte, sich also nach einem Halt umsah, ist auch anzunehmen, dass die Helden seiner Poesie, in denen seine Kraftmoral feste dichterische Form gewann, nicht ganz auf eigenen Füssen gestanden haben werden, dass irgend etwas Gelesenes oder Gesehenes der Gestalt des Giaour wärmeres Leben gegeben hat. In seinen ersten litterarischen Erzeugnissen, den „Hours of Idleness“ und den „English Bards and Scotch Reviewers“, zeigte Byron noch nichts von seiner Eigenart, die sich zum ersten Male und ganz plötzlich in den beiden ersten Gesängen des „Childe Harold“ verriet, jener Dichtung, die seinen Weltruhm begründet hat. Childe Harold ist der erste subjektivische Mensch in Byrons Poesie, wenn ich mich so ausdrücken will. Er ist selbstbewusst, einsam, hart, gleichgiltig, blasiert. Wir sehen in ihm den Ansatz zu jenen Vollnaturen, die uns im „Giaour“ und den folgenden Dichtwerken imponieren. Im „Childe Harold“ hat Byron sich selbst gefunden. Er selbst wusste das nicht, denn er hatte von dem poetischen Werte seiner Schöpfung keine Ahnung. Bewusst hat er infolge dessen den Weg nach dieser Poesie

[1]) s. Richard Wulckow, Ein Blick in die Werkstatt des Dichters, in „Das Magazin für Litteratur“, Berlin und Weimar, herausgegeben von Rudolf Steiner u. Otto Erich Hartleben, 67. Jahrgang, Nr. 8, Sp. 180.

Digitized by Google

nicht gesucht. Eindrücke also, erlebte oder gelesene, erlernte, müssen das Eigentliche seines Wesens, seines Genies, das dann im „Giaour“ voller zum Ausdruck kam, aus ihm hervorgelockt haben.

Von der englischen Litteratur der damaligen Zeit standen in ihrer Art dem Byron'schen „Giaour“ offenbar die Scott'schen Epyllien am nächsten. Ist ihm doch von der „British Review“ sogar absichtliche Nachahmung dieser Epyllien vorgeworfen worden. Die Frage nach absichtlicher Nachahmung ist allerdings durch den Brief Byrons an Murray aus der Welt geschafft, aber eine unbewusste Wirkung der Scott'schen Gestalten auf seine dichterische Entwickelung ist trotzdem nicht unmöglich. Am wahrscheinlichsten ist eine solche Einwirkung auf den ersten Blick durch das Scott'sche Gedicht „Rokeby“, weil es kurz vor dem Entstehen des „Giaour“ erschien. „Rokeby“ wurde am Sylvester 1812 beendet. Die Handlung dreht sich um die Schlacht von Marston Moor (3. Juli 1644) und ist voll von Intriguen und Verwickelungen, in denen allerdings recht unheimliche und wilde Gestalten die Hauptrollen spielen. Noch mehr aber, als vielleicht „Rokeby“, war eine ältere Scott'sche Dichtung imstande, einen nachhaltigen Einfluss auf unsern Dichter auszuüben, ich meine „Marmion“, weil in ihr der betreffende Charakter ganz im Mittelpunkt der Ereignisse steht und sich mehr abhebt, thatsächlich auch kräftiger und intensiver gezeichnet ist und folglich kräftiger und intensiver wirkt. „Marmion“, die zweite der Scott'schen Epyllien, war im Jahre 1808 erschienen. Sie spielt an der schottischen Grenze und behandelt die Ereignisse vor und am Tage der Schlacht von Flodden (9. September 1513). Der Held ist ein englischer Grosser, ein mächtiger Ritter von fabelhafter Tapferkeit, eine dämonische Natur mit verbrecherischem Egoismus. In den „English Bards etc.“ charakterisierte ihn Byron mit folgenden Zeilen:

Next comes in state, proud prancing on his roan,
The golden-crested haughty „Marmion“,
Now forging scrolls, now foremost in the fight,
Not quite a felon, yet but half a knight,

Digitized by Google

The gibbet or the field prepared to grace —
A mighty mixture of the great and base.

Beifall enthalten diese Verse nicht. Jedoch es ist zu bekannt, wie sehr Byron seine in der Satire geäusserten Ansichten über die zeitgenössische englische Litteratur änderte, wie schnell er zu einem Bewunderer der Gedichte Walter Scotts wurde, in dem er den „Englischsten aller Barden“ [1]) und später seinen Freund verehrte. Mit der handschriftlichen Widmung: „dem Monarchen des Parnassus von einem seiner Unterthanen“ hat er ihm ein Exemplar des „Giaour“ übersandt.[2]) Wenn er Scott auch nicht hat nachahmen wollen, so hat er sich jedenfalls nicht bewusst und mit Absicht gegen die Wirkung seiner Poesie gesträubt. Elze meint, dass Scotts Epyllien auf Byron nicht ohne Einfluss gewesen seien.[3])

Bevor ich der Untersuchung der aufgeworfenen Frage näher trete, ist es nötig, den Inhalt der genannten Scottschen Gedichte wiederzugeben. Da die Beschäftigung mit „Rokeby“, als dem unmittelbar vor dem Werden des „Giaour“ vom Dichter gelesenen Werke, sich am meisten aufdrängt, will ich mit ihm beginnen.

Rokeby. In Northumberland am Tee und an der Greta liegen drei Schlösser nachbarschaftlich nahe, Mortham, Rokeby und Banard. Der Ritter Mortham ist der Schwager von dem Schlossherrn Rokebey, und Oswald Wicliffe auf Banard Castle ist mit Morthams Familie in Verwandschaft enge verbunden. In seiner Jugendzeit hatte sich Mortham aus Irland seine Braut geholt, heimlich, gegen den Willen ihres Vaters, des irischen Edelmanns. Rokeby hatte sich damals in die Ferne aufgemacht, um den Vater zu versöhnen, und in Mortham Castle lebte das Paar inzwischen verborgen, nur dem Freunde Oswald vertraut. Doch der tückische Oswald, in seiner verbrecherischen Liebe zu der jungen Gattin hoffnungslos, sann auf schreckliche Rache. Auf der Jagd wusste er Morthams Eifersucht zu wecken, der auch wirklich im Walde Edith in den Armen eines Ritters fand. In aufquellender Wut erschoss er beide. Es war der Bruder Ediths, der Nachricht von dem beschwichtigten Vater brachte. Oswalds Rache war gelungen. Der alte Ire liess den Sohn Morthams und seiner Tochter heimlich holen,

[1]) Moore, Life and Letters, p. 206.
[2]) Karl Elze, Sir Walter Scott, 2 Bde. II., p. 253. Dresden, 1864.
[3]) Sir Walter Scott, II, p. 256.

Digitized by Google

um den Kleinen bei sich zu erziehen. Mortham zog nach den amerikanischen und indischen Kolonien, um im Kampfe gegen die Spanier seinen Schmerz auszutoben. Er verband sich mit einer wilden Schaar und lernte so den Engländer Bertram kennen, der sich schon als Jüngling in seiner Heimat durch Thaten ungewöhnlicher Tapferkeit und herausfordernden Mutes ausgezeichnet hatte. Mehrfach rettete er in dem jahrelangen Umherstreifen Morthams Leben und beide wurden Freunde. Einst erschien nun Edith dem Mortham im Traume und erinnerte ihn an seinen geraubten Sohn. Traurig kehrte er zurück in die Heimat, eine Unmenge Kostbarkeiten, einen Teil seines in den Kolonien erworbenen Reichtums, und seinen Freund Bertram nahm er mit sich nach seinem Schloss.

Inzwischen hatte sein Schwiegervater O'Neal, der seinen Sohn Redmond unter Verheimlichung seiner Abkunft erzog, bei den Unruhen im Lande seinen Besitz verloren und den Enkel in Begleitung eines treuen Dieners nach England zurückgesandt, mit Schätzen und Briefen versehen, und mit der Anweisung, ihn an Mortham oder Rokeby abzuliefern. Kurz vor ihrer Ankunft waren die beiden von einem Räuber überfallen und beraubt worden. Der Diener wurde tötlich verwundet, doch behielt er noch gerade soviel Kraft, um Rokeby Castle — Mortham war ja in fremden Landen — zu erreichen und den unbekannten Knaben abzuliefern. Die aufklärenden Briefe waren in des Räubers Händen.

Mit Matilda, der Tochter Rokebys, zusammen war Redmond aufgewachsen. Der heimgekehrte Mortham nun, von Schuld beladen, die ihn von Neuem drückte, und nach seinem Sohn sich sehnend, fiel den Priestern in die Hände, die ihn veranlassten, den wilden, stolzen Bertram aus seiner Nähe zu entfernen. Er führte ein zurückgezogenes Leben, nur seine Nichte Matilda vermochte ihm frohere Stunden zu bereiten, in ihrer Nähe fühlte er sich wohler. Bertram, gekränkt durch den Undank Morthams, und in seiner Hoffnung auf Anteil an dessen Reichtum getäuscht, ging unter die Räuber und Wilderer.

Der Bürgerkrieg bricht aus. Rokeby und mit ihm Redmond schlagen sich auf die Seite der Cavaliere; der fromme puritanische Mortham zieht als Roundhead in den Kampf, nachdem er vorher seiner Freundin Matilda seinen Schatz anvertraut hat, mit der Anweisung, ihn drei Jahre für seinen Sohn zu hüten, käme dieser bis dahin nicht, so möge sie ihn behalten. Er würde nicht zurückkehren, sondern seinen Sohn in ganz Europa suchen. Oswald bekennt sich auch zu den Commons, bleibt aber feige auf seiner Burg. Lüstern auf Morthams Reichtum, dessen nächster Erbe er ist, setzt er sich mit dem racheerfüllten Bertram in Verbindung, den er bewegt, Mortham umzubringen. Abenteuerlustig und beutegierig geht Bertram darauf ein und verbindet sich mit Morthams Schaar, die den alten Kampfgenossen gern aufnimmt. In der Schlacht von Marston Moor, als das Glück sich zuerst auf die Seite der Königlichen wendet und viele Führer der Roundheads

Digitized by Google

erschlagen werden, erschiesst er Mortham hinterrücks und beeilt sich, seinem gemeinen Komplizen die Kunde zu bringen. Der feige Oswald, der den stolzen, mutigen Abenteurer fürchtet, vernimmt die Nachricht halb freudig, halb ängstlich, in der Nacht. Erschreckt über den dreisten Vorschlag Bertrams, er, als Verwandter, möge den Landbesitz Morthams erben, während er selbst, des Toten alter Schlachtgefährte, sich dessen fremdländischen Reichtum aneignen wolle, den er hat miterwerben helfen, schickt Oswald Bertram mit seinem einzigen Sohn Wilfrid nach Mortham Castle, um das Erbe zu heben. Wilfrid ist ein edler, aber kraftloser Jüngling, der Matilda heimlich liebt.

Unterwegs verrät Bertram durch eine unvorsichtige Bemerkung dem Wilfrid seine That. Dieser, entrüstet über den Mord an dem Lehnsherrn, fällt über seinen Gefährten her, dem es ein Leichtes ist, dem schwachen Knaben das Schwert zu entreissen und ihn zu Boden zu werfen. Da plötzlich tritt der erschlagene Mortham dazwischen und gebietet ihm Halt. Entsetzt über die Erscheinung, von der er nicht weiss, ob sie Fleisch und Blut ist oder ein Gespenst, entweicht Bertram. Wilfrid zurufend: „Sag Niemand, dass Mortham lebt“ verschwindet auch die Erscheinung, kurz bevor Oswald mit seiner Schaar ankommt, der sich aufgemacht hat, um seines Sohnes Leben vor dem grimmen Bertram zu bewahren. Schnell erzählt Wilfrid das Vorgefallene, ohne jedoch ein Wort von Morthams Erscheinen zu erwähnen. Auf Redmonds Betreiben, der auch bei dem Zuge ist, wird eine vergebliche Verfolgung Bertrams unternommen. Das Schlachtglück hat sich nämlich noch zu Gunsten der Commons gewendet, und einige vornehme Gefangene sollen in Banard geborgen werden, darunter auch der alte Rokeby, dessen Ankunft anzumelden Redmond gekommen ist.

Bertram trifft in der Nacht mit einem alten Raubgenossen zusammen, Guy Denzil, einem wegen Wilderns entlassenen ehemaligen Dienstmann Rokebys. Guy führt jenen zu einer frisch gebildeten Bande von Maraudeuren, deren Führer Bertram sofort wird. Guy Denzil kennt die Verhältnisse auf Rokeby Castle ganz genau und erzählt Bertram von der Bergung des Mortham'schen Schatzes unter Matildas Obhut. Beide sinnen einen Plan aus, Matilda samt dem Schatz in ihre Gewalt zu bringen.

Matilda und Redmond lieben sich. Als sie des Nachts mit ihm und Wilfrid ihre Uebersiedelung nach Banard vorbereitet — denn sie will bei ihrem Vater sein — erlangt Edmund, einer der Bande, ein verführter Jüngling, zwischen Gut und Böse schwankend, als armer Minstrel verkleidet, Einlass in Schloss Rokeby. Die andern schleichen sich durch eine geheime Hinterthür ein, die Guy kennt. Als die Ueberrumpelung entdeckt ist, erreicht Wilfrid gerade noch mit Matilda das Freie, um dann in den aussichtslosen Kampf zurückzueilen, den Redmond mit den alten Dienern gegen die Räuber eröffnet hat. Wilfrid wird schwer verwundet, das Schloss brennt. Die glücklicherweise

Digitized by Google

von Banard anlangende Truppe, welche Matilda abholen soll, macht dem Kämpfen ein Ende. Guy und Edmund werden gefangen, Bertram entkommt, indem er sich durch vierzig Mannen mit dem Schwerte den Weg bahnt. Alle übrigen Maraudeure sind erschlagen. Von dem niedergebrannten Rokeby Castle zieht man nach Banard.

Oswald hat nun den alten Rokeby, Matilda, Redmond, Guy Denzil und Edmund in seiner Gewalt. In seiner Habgier auf Matildas Erbe, will er die Gelegenheit benützen, die Ehe zwischen Wilfrid und der Tochter Rokebys zu erzwingen. Er setzt sich zur Ausführung seines Planes mit den beiden gefangenen Strauchdieben in Verbindung. Er verspricht, ihnen das Leben zu schenken, wenn sie ein geheimes Einverständnis mit dem alten Rokeby erheucheln würden, welcher, um zu entfliehen, sich mit ihnen eingelassen habe und trotz seines gegebenen Wortes die ihm als gefangenen Edelmann gezogene Grenze der freien Bewegung durchbrechen wolle. Beide gehen darauf ein, Edmund, der von Guy als sein Sohn ausgegeben wird, jedoch nur widerwillig. Der Plan wird ausgeführt und der alte Rokeby mit seinem ganzen Tross in Ketten gelegt. In der Kirche Eglistone soll am nächsten Morgen das Blutgericht abgehalten werden. Doch da erhält Oswald einen Brief, den ein vermummter Reitersmann abgegeben hat. Es ist Mortham gewesen, dessen Pferd allein von Bertrams Kugel getroffen wurde. In dem Brief teilt er Oswald mit, dass er lebe und dass er ihm Land und Besitz gerne lassen würde, wenn er ihm nur seinen Sohn wiedergeben wolle. — Denn da Oswald ihm sein Eheglück geraubt hat, hält er ihn auch für den Räuber seines Sohnes. — Andernfalls würde er wieder unter den Lebenden erscheinen. In seiner Bedrängnis wendet sich Oswald an seinen neuen Vertrauten Guy. Guy ist nun jener Räuber gewesen, der den irischen Diener, welcher den Knaben Redmond zu Rokeby gebracht, verwundet und bestohlen hatte. Er kennt den Sohn Morthams, er hat auch die geraubten Beweise. Oswald verspricht ihm die Freiheit für seine Hilfe. Der vermeintliche Sohn Denzils, Edmund, wird ausgeschickt, um die versteckten Beweise zu holen und ausserdem beauftragt, einen trügerischen Brief Oswalds an Mortham zu besorgen, der im Gretawalde zu finden sei. In der Höhle Denzils, in der die Beweise verborgen liegen, trifft Edmund zufällig mit Bertram zusammen, dem er alles erzählt. In Bertram regt sich sein natürlicher ehrlicher Sinn und seine alte Liebe zu Mortham. Er zerreisst den Brief Oswalds, trägt dem bereuenden Edmund Grüsse an Mortham auf, und der dem Guten zurückgegebene Jüngling macht sich auf den Weg, um Mortham zu suchen und ihn über alles aufzuklären.

Am nächsten Morgen, da Edmund nicht zurückkehrt, lässt Oswald den Guy hängen. In Eglistone Church droht er auch Rokeby und Redmond hinrichten zu lassen, um Matilda zur Ehe mit seinem Sohn zu zwingen. Der alte Ritter lächelt stolz, Matilda überlässt die Ent-

Digitized by Google

scheidung dem Edelmut Wilfrids. Schwer krank in Folge seiner Verwundung, moralisch gebrochen durch die Erkenntnis der Gemeinheit seines Vaters, stirbt Wilfrid zu ihren Füssen. Plötzlich jagt Bertram in schwarzer Rüstung auf schwarzem Rosse in die Kirche und erschlägt Oswald. Die Mannen Wicliffes fallen über ihn selbst her und hauen ihn in Stücke. Lachend stirbt der wilde Gesell. — Mortham erscheint, vereinigt sich mit seinem Sohn, und Redmond und Matilda werden ein Paar.

Mortham hat durch die Tötung seiner Gattin eine schwere Schuld auf sich geladen, von der er in fremden Landen in Kampf und Schlachtgetümmel Erlösung sucht, die er aber nicht findet. Zwei Züge sind in dieser Gestalt vorhanden, die entschieden Byron ansprechen mussten. Erstens fand hier seine bekannte Neigung Nahrung, den Helden mit einer schweren Schuld zu belasten, unter der er leidet. Zweitens will auch Mortham sein Unglück in ruhelosem Kriege vergessen, wie Byron selbst in der „Epistle to a Friend" sich sehnt, seinen Schmerz in unerhörten Thaten zu ersticken. Ebenso, wie in der Figur Morthams, sind im Giaour beide Züge ineinander verschmolzen. Weder Mortham noch der Byron'sche Held findet die erhoffte Ruhe, auch der Giaour ist „a man of silence and of woe", wie Matilda den Mortham an einer Stelle nennt.[1]) Byrons eigentümlicher Art, die Gestalt seines Helden anzulegen, wurde durch Mortham ein förderndes Vorbild geboten, dessen Wirkung er kurz vor dem Entstehen des „Giaour" in sich aufnahm, und das also die Schöpfung unseres Gedichtes nur begünstigen konnte.

Eigenschaften des Giaour, die Mortham nicht hat, wie die Rachsucht, die ihn neben dem krampfhaften Schmerz in das Thatengewühl jagt, wie die rücksichtslose Ueberlegenheit, die er zur Schau trägt, zeigen sich uns neben ungewöhnlicher Tapferkeit an einer andern Figur in „Rokeby", an Bertram. Das giltige Gesetz für ihn ist seine Willkür, seine Gier, seine Leidenschaft. Sie treiben ihn nach dem wilden Streifen in fernen Erdteilen zum Verbrechen in der Heimat. Zwar hat sein Egoismus etwas Schmutziges an sich, er ist

[1]) Rokeby, IV., 18.

Digitized by Google

lüstern nach Gold und Schätzen und giebt sich mit Dieben und Einbrechern ab. Doch ist er der anerkannte Führer seiner Bande, er besitzt einen zügellosen, herrischen Stolz. Wenn er sich verschmäht fühlt, schreckt ihn auch der Mord am Freunde nicht, wo es gilt, seine Rache durchzusetzen.

When purposed vengeance I forego,
Term me a wretch, nor deem me foe,
And when an insult I forgive,
Then brand me as a slave, and live.[1])

Am ungeheuerlichsten ist sein Mut. Durch vierzig Feinde bahnt er sich mit dem Schwerte den Weg; und als er schliesslich lachend stirbt, ist beinahe ein ganzes Heer nötig, um ihn zusammenzuhauen. Bertram ist eine bis ins Uebernatürliche gesteigerte Verbrechernatur, deren Verwertung Byron von seiner dichterischen Individualität nahegelegt wurde. Er bot seiner Phantasie eine geeignete Nahrung. Bezeichnend für die Lebhaftigkeit, mit der der Eindruck von „Rokeby“ noch in Byron haftete, als er den „Giaour“ dichtete, sind einige Aeusserlichkeiten. Bertram wird „stern Bertram“ genannt. Das Wort „stern“ wiederholt sich oft in den Zeilen, in denen dem Leser der Giaour vorgeführt wird. [180 ff.] Zum Schluss jagt Bertram in schwarzer Rüstung auf schwarzem Rosse in die Kirche. Auch der Giaour kommt auf dem „schwärzesten Rosse“ dahergebraust [180], er hat schwarze Haare und dunkle böse Augen.

Einen schlagenden Beweis aber, dass „Rokeby“ überhaupt nicht wirkungslos an Byron vorübergegangen ist, liefert mir die Thatsache, dass das poetische Bild im „Giaour“, welches die tobende Schlacht mit dem Kampf des sich mengenden Meer- und Flusswassers vergleicht, sich bereits in dem Scott'schen Gedicht vorfindet. [G. 620—635.] Scott hat den Gedanken folgendermassen ausgedrückt:

— — — The battle's rage
Was like the strife which currents wage,
Where Orinoco, in his pride,
Rolls to the main no tribute tide,
But 'gainst broad ocean urges far
A rival sea of roaring war;

[1]) Rokeby, I., 16.

Digitized by Google

While in ten thousand eddies driven,
The billows fling their foam to heaven,
And the pale pilot seeks in vain,
Where rolls the river, where the main.[1])

Ein Einfluss von „Rokeby“ auf die Gestalt des Giaour ist also mehr als wahrscheinlich, zumal, wenn man die kurze Zeit im Auge behält, die zwischen dem Erscheinen beider Gedichte lag. Mag diese Wirkung nun darin gesucht werden, dass die Entwickelung des Gewaltmenschen in der Byronschen Poesie im allgemeinen gefördert wurde, oder dass im besonderen frühere, mächtigere Einflüsse Sir Walter Scotts aufgefrischt wurden, oder in beidem. Ich meine damit die Rolle, die „Marmion“ vielleicht in Byrons Entwickelung gespielt hat, das „glänzendste und kraftvollste der grossen Dichtwerke Scotts“,[2]) in welchem der grosse Egoist typischer und wuchtiger auftritt, als in „Rokeby“, wo sich die mehr skizzenhaften Figuren aus der weitverzweigten Handlung nur gering abheben.

Ehe ich nun mit der Behandlung dieser Frage um mehrere Jahre in den Werdegang unseres Dichters zurückgreife, will ich es nicht versäumen, einige Zeilen aus der Rezension des „Giaour“ in der „Edinburgh Review“ zu zitieren, die uns lehren, dass eine gewisse Aehnlichkeit unseres Helden mit den betreffenden Scott'schen Charakteren bereits der zeitgenössischen Kritik aufgefallen ist. Die Stelle lautet:

What the noble author has most strongly conceived and most happily expressed, ist the character of the „Giaour“; — of which, though some of the elements are sufficiently familiar in poetry, the sketch which is here given, appears to us in the highest degree striking and original. The fiery soul of the Marmion and Bertram of Scott, with their love of lofty daring, their scorn of soft contemplation or petty comforts, and their proud defiance of law, religion and conscience itself, — are combined with something of

[1]) Rokeby, I, 13.
[2]) Elze, Sir Walter Scott, I, p. 193.

Digitized by Google

the constitutional gloom, and the mingled disdain and regret for human nature, which were invented for Childe Harold.

Weiter fährt der Rezensent fort:

And while he (the Giaour) agrees with them (Marmion and Bertram) in placing in the first rank of honour, the savage virtues of dauntless courage, and terrible pride, knows far better how much more delightfully the mind is stirred by a deep and energetic attachment.[1])

Die angeführte Kritik leitet mich direkt zur Erörterung der Frage, inwieweit wir Marmion bei Byron wiederfinden. Zunächst folge der Gang der Handlung in dem Scott'schen Werke.

Marmion. Der machtvolle englische Ritter Marmion war zu der französischen Nonne Constance de Beverley, die dem Benediktinerorden angehört, in Liebe entbrannt. Er hat es gewusst, sie an sich zu fesseln, und sie bewogen, aus ihrem Kloster zu entfliehen und ihm zu folgen. Als seinen Pagen hat er sie auf allen seinen Zügen mit sich genommen. Nach drei Jahren jedoch sieht er die schöne und reiche Erbin Clara de Clare v. Gloucester und beschliesst, diese zu heiraten. Der König billigt die beabsichtigte Ehe seines Günstlings. Um den angelobten Bräutigam Claras, de Wilton, aus dem Wege zu räumen, beschuldigt hn Lord Marmion des Verrats. Durch Constance lässt er in de Wiltons Korrespondenz gefälschte Briefe mischen, die dessen Schuld erweisen sollen. Schriftliche Beweise von Marmions Verbrechen behält Constance in ihrer Hand. Der gegen de Wilton angestrengte Prozess findet in einem Gottesgericht zwischen ihm und Marmion seinen Abschluss. De Wilton wird von der unbezwinglichen Tapferkeit seines Gegners besiegt und ist somit des Verrats überführt und entehrt. Nur Clara glaubt an die Unschuld ihres Verlobten und tritt traurig als Novice in das Benediktinerkloster Whitby ein, um sich den energischen Werbungen des verhassten Marmion zu entziehen. Doch der König verspricht, diesem die gewünschte Gattin auf alle Fälle zu verschaffen, wenn sie auch den Schleier genommen hätte. Marmion, der sich der unbequemen Geliebten entledigen will, bringt die arme Constance in dem Kloster St. Cuthbert unter und sichert ihr gute Behandlung zu.

De Wilton hat als Pilger mit einem alten getreuen Betbruder die Heimat verlassen. Unterwegs ist der Alte gestorben und hat ihm das Gelübde abgenommen, seinen Feind Marmion zu schonen, falls er ihn einst in seiner Gewalt haben sollte. Dann ist de Wilton nach dem nördlichen England zurückgekehrt, unerkannt und unkenntlich, und

[1]) Edinburgh Review, Juli 1813.

Digitized by Google

trifft da auf einer Burg mit Marmion zusammen. Dieser ist mit seinem Heeresbann auf dem Wege zu James IV. von Schottland begriffen, mit dem er noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges im Namen seines Königs zu verhandeln hat. Den fremden Pilger nimmt er als Führer mit sich. In einem Dorfkruge erzählt der geschwätzige Wirt dem rastenden Zuge eine Gespenstergeschichte, wonach ein jeder die Zukunft ergründen könne, wenn er an einer bestimmten Stelle in der Nähe des Dorfes einen Elfen besiegt habe, der auf den Schall des Hornes in Gestalt seines ärgsten Feindes erschiene. Marmion, dem um das Schicksal der immer noch geliebten Constance bange wird, will es auf den Versuch ankommen lassen und die Erscheinung des Elfen in der Nacht beschwören. De Wilton ahnt das und nimmt sich heimlich von einem der schlafenden Krieger Ross und Rüstung, um sich ebenfalls nach dem bezeichneten Platze zu begeben. Auf Marmions Hornruf reitet er aus seinem Versteck hervor und besiegt seinen bestürzten Gegner, welcher der Hölle gegenüberzustehen wähnt. Eingedenk seines Schwures, lässt de Wilton dem Ueberwältigten das Leben. Heimlich kehren beide wieder nach ihrem Nachtlager zurück.

Die eifersüchtige Constance, welche die Heirat ihres Geliebten auf jeden Fall hintertreiben will, hat inzwischen einen bübischen Mönch gedungen, Clara zu vergiften. Der feige Schurke wird ergriffen und verrät Constance. Sie ist also entdeckt. Sie wird vor ein Conklave gestellt, ist geständig und übergiebt dem Gericht die Beweise von Marmions Fälschung. Auf der heiligen Insel des Klosters Cuthbert wird sie, die wortbrüchige Nonne, lebendig eingemauert, nach dem Spruch des Abtes von St. Cuthbert, der Priorin von Tynemouth und der Aebtissin von Whitby.

In der Begleitung der letzteren befindet sich Clara. Da die Verhandlungen des stolzen Marmion mit dem leidenschaftlichen König von Schottland zu keinem Ziele geführt haben, hat unterdessen der Krieg begonnen, und das Boot mit der von St. Cuthbert heimkehrenden Clara, der Aebtissin und den übrigen Nonnen wird von den Schotten gekapert. Marmion, der noch am schottischen Hofe weilt, übernimmt es auf des Königs Wunsch gern, die frommen Frauen nach England zurückzugeleiten. In ihrer Angst vor dem unerbittlichen Marmion wendet sich die gefangene Aebtissin an den Pilger (de Wilton), der immer noch zu Marmions Gefolge gehört, erzählt ihm alles, was sie von Clara und Constance weiss, und überlässt ihm die Papiere Constances, welche sie in St. Cuthbert an sich genommen hat.

Die Aebtissin und die andern Nonnen schafft Marmion bald nach Whitby, während er Clara in seiner Gewalt behält. Auf seinem Heimzuge nach England rastet er auf der Burg Tantallon bei dem alten schottischen Grafen Douglas. Diesem vertraut de Wilton sein Schicksal an und zeigt ihm die Beweise von Marmions Schuld. Douglas schlägt ihn in der Nacht wieder zum Ritter und rüstet ihn mit Ross und Waffen aus.

Digitized by Google

Heimlich macht sich dann de Wilton auf, um zum englischen Heer zu stossen und seine Ehre wiederzugewinnen, nachdem er am Abend vorher mit Clara eine Unterredung gehabt hat.

Auch dem kampfesfrohen Marmion lassen die einlaufenden Kriegsnachrichten keine Ruhe mehr, er befiehlt den Aufbruch seines Trupps. Auf seine verwunderte Frage nach dem Verbleibe des Pilgers erzählen ihm seine Knappen, dass dieser in heller Rüstung fortgeritten sei. Er habe dem von ihm im Gottesgerichte überwundenen Ritter auffallend ähnlich gesehen. Marmion versteht jetzt vieles, er versteht auch den Zweikampf mit dem vermeintlichen Gespenst. Von schlimmen Gedanken geplagt, treibt er zur Eile an und kommt gerade noch zur rechten Zeit, um an der beginnenden Schlacht von Flodden teilnehmen zu können. Unter Bewachung lässt er Clara auf einem Hügel zurück und sprengt selbst mit seiner Schar zum englischen Vortrab, wo er mit Jubel begrüsst wird.

Die tobende Schlacht entscheidet sich zu Gunsten der Engländer, Marmion jedoch wird schwer verwundet. Einsam liegt der Todwunde, nur Clara weilt bei ihm und bringt ihm erfrischendes Wasser. Sie teilt ihm Constances Schicksal mit. Obgleich die Wunde von Neuem blutet, springt Marmion auf und stösst racherfüllte Flüche gegen die Pfaffen aus. Ohnmächtig sinkt er wieder zur Erde. Vergebens bemüht sich Clara, das Blut zu stillen, vergebens sagt ihm ein zugekommener Mönch alle Gebete der Kirche vor — der Sterbende denkt an Constance. In das Jubelgeschrei der siegenden Engländer einstimmend, haucht er seine Seele aus.

De Wilton, der Heldenthaten in der Schlacht vollbracht hat, wird nach dem Siege in seinen alten Rang und Besitz wieder eingesetzt und heiratet Clara.

Along the bridge Lord Marmion rode,
Proudly his redroan charger trode,
His helm hung at the saddle bow;
Well by his visage you might know
He was a stalworth knight and keen,
And had in many a battle been;
The scar on his brown cheek revealed
A token true of Bosworth field;
His eyebrow dark and eye of fire
Show'd spirit proud and prompt to ire,
Yet lines of thought upon his cheek
Did deep design and counsel speak.[1])

Aeusserlich ist Lord Marmion eine kriegerische Erscheinung, eine imponierende, finstere, starre Gestalt. Im

[1]) Marmion I, 5.

Digitized by Google

Verlaufe der ganzen Handlung des Gedichts leitet ihn eine überlegende Klugheit, die mit zäher Energie, kaltem Egoismus und herrischer Verachtung von Gesetz und Sitte ihren Willen durchzusetzen trachtet, mag alles andere auch darüber in Vernichtung fallen. Denn im Vergleich zu seinem Streben achtet er das Schicksal anderer gering oder garnicht. Bei jeder Gelegenheit wird seine Tapferkeit gerühmt. Wie überall, will er auch im Kampfe der erste sein; doch nicht nur der Ehrgeiz ist es, der ihn treibt, das Kämpfen selbst ist ihm eine Freude. Gleich dem wiehernden Schlachtross im Stall, hat er keine ruhige Minute mehr, wenn er eine Schlacht im Anzuge weiss. Die Feldherren kennen ihn und senden ihn auf die schwierigsten Posten, in die Vorhut. Die Freude an der Kraft seiner Persönlichkeit lässt ihn die Gefahr lieben, und die Gleichgültigkeit, mit der er dem möglichen Tode trotzt, entspringt aus dem grenzenlosen Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein, das er nie verliert. Dies Selbstbewusstsein offenbart sich in seinem übrigen Verhalten in einem unnahbaren Stolz, „the proudest of the proud was he".[1]) Die geringste Verletzung seiner Würde reizt ihn zu fürchterlichem Zorn, er verträgt keinen Widerspruch, denn er kennt es nicht anders, als dass sich alles ihm unterordnet. Und wehe dem, der es wagt, sich ihm zu widersetzen! Sein Wahlspruch sagt genug: „Who checks at me, to death is dight!"[2]) Kurz: er ist eine Figur von prächtiger Kraft, der ihr subjektiver Wille sogar über der Ritterehre steht, er ist eine Persönlichkeit, die sich in jeder Beziehung in den Vordergrund stellt, und zwar immer mit einer gewissen majestätischen Selbstverständlichkeit.

Byron, der den Eindruck einer solchen Gestalt als Zwanzigjähriger — als er noch innerhalb der Entwickelung seines Charakters stand — in sich aufnahm, war ein fruchtbarer Boden für ihre Wirkung. Marmion ist der gewaltthätige, herrschsüchtige Aristokrat mit überlegener Selbstsucht, der in Byron schlummerte. Zum ersten Mal zeigt Byron bekanntlich seine eigene Richtung im „Childe Harold".

[1]) Marmion, III, 4.
[2]) Marmion, I, 6.

Digitized by Google

Obwohl dieser vornehme Jüngling sich und die Welt verachtet, bewahrt er immer durch seine Verachtung und seinen Schmerz hindurch eine majestätische Würde. Etwas verrät er auch von stolzer Kampfesfreude, die ihn ein wenig aufrüttelt:

By Heaven! it is a splendid sight to see
— — — — — — — — —
Their rival scarfs of mix'd embroidery,
Their various arms that glitter in the air.[1])

Doch in seiner blasierten Reserviertheit behandelt er das in seinem Empfinden von oben herab. Er behandelt alles von oben herab.

Little reck'd he of all that men regret;
— — — — — — — — —
Hard is his heart whom charms may not enslave;
But Harold felt not as in other times,
And left without a sigh the land of war and crimes.[2])

Menschenschicksal und Menschenweh rührt ihn nicht. Trotz aller zur Schau getragenen Gefühlsweichheit ist er ein hartes Gemüt, das sich selbst genügt und sich in der Isoliertheit seines Empfindens am wohlsten fühlt. Er ist ein Egoist und gehört damit in die Kategorie des Marmion.

Dass „Marmion" Byron seine eigene poetische Richtung gegeben habe, ist wohl zu viel gesagt, bei der starken, scharf ausgeprägten dichterischen Individualität Byrons und bei der massiven Wucht, mit der seine Poesie auf seinem Charakter basierte. Byron gab aber im „Childe Harold" ganz unvermittelt sozusagen sein Debut als Byron selbst, und, soweit sich die innere Entwickelung eines Dichters verfolgen und rekonstruieren lässt, fehlen andere dahingehende äussere Einflüsse bis zur Orientreise, mit der die Entstehung des „Childe Harold" zeitlich zusammenfällt. Ich ziehe also den Schluss, dass die Wirkung des „Marmion" auf unsern Dichter zum mindesten geholfen hat, sein eigentliches Wesen aus ihm herauszulocken; und ein solcher Einfluss ist wohl der Beachtung wert. Der Einfluss hat an-

[1]) Childe Harold, I, 40.

[2]) Childe Harold, II, 16.

Digitized by Google

gehalten und weiter gedauert; denn die Verwandtschaft zwischen Marmion und dem Giaour ist noch enger, wie sich zeigen wird.

Gleich dem kriegerischen Marmion liebt der Giaour den Kampf und verachtet er den Tod.

> Yet death I have not fear'd to meet;
> And in the field it had been sweet,
> Had danger woo'd me on to move
> The slave of glory, not of love. [1008—1011.]

So erzählt der Sterbende dem erstaunt zuhörenden Pater. Wir kennen den Hochmut Marmions, wir wissen auch, dass der schroffe Stolz des Giaour die Priester entsetzte. In seiner rücksichtslosen Liebe, die Leila ins Verderben stürzt, ähnelt der Byron'sche Held ganz dem Scott'schen Lord, der eine Nonne liebt und verführt, obwohl er wissen muss, welch schweren Verbrechens sie sich damit schuldig macht, und welch fürchterlichem Los sie sich seinetwegen aussetzt. Und doch glich Marmions Liebe an Innigkeit der des Giaour beinahe ebenso, wie sie ihr an Egoismus gleich war. Von Marmion heisst es:

> If e'er he loved, 'twas her alone
> Who died within that vault of stone.[1])

Ganz aus dem brutalen Geiste Marmions heraus, der mit Constance macht, was er will, ist der Standpunkt des Giaour empfunden, der Leila ganz für sich allein besitzen will und ausschliessliche Hingabe von ihr fordert:

> Yet did he but what I had done,
> Had she been false to more than one. [1062—1063.]

Beide entbrennen in grimmiger Rachgier gegen die Mörder ihrer Geliebten, deren schreckliches Ende sie indirekt selbst verursacht haben. Dem Giaour gelingt es, den Tod Leilas durch die Ermordung Hassans wett zu machen, doch genügt das nicht seinem Zorne, seine Rache überlebt den toten Feind. Der todwunde Marmion muss mit der unbefriedigten Rache im Herzen sterben:

---

[1]) Marmion, V, 28.

Digitized by Google

I would the Fiend, to whom belongs
The vengeance due to all her wrongs,
Would spare me but a day!
For wasting fire, and dying groan,
And priests slain on the altar stone,
Might bribe him for delay.[1])

Vergebens redet ihm ein Mönch von Gott und Seelenheil, er denkt nur an Constance und an seine Rache. Er verschmäht die Hilfe des frommen Mannes, wie schon seine Knappen von ihm erzählten, dass

— — — he scarce received
For Gospel what the Church believed.[2])

Auch der Giaour stirbt, während er mit seinen Gedanken bei der Toten unterm Wasser weilt, die stummen Bekehrungsversuche des Paters weist er ab, nie hat er sich vor der kirchlichen Gnade gebeugt. Um wieder eine Aeusserlichkeit nicht zu vergessen, will ich erwähnen, dass, ebenso wie Bertram und der Giaour, auch Marmion kohlschwarze Haare hat, die seinem düstern Innern entsprechen.

Beide Charaktere scheinen ihrem Handeln die Begründung und Rechtfertigung unterzulegen, dass die übrigen Menschen, die weniger bedeutenden, nur ihretwegen da sind; es zeigt sich bei beiden das Egoistische bis zum Idealselbstischen gesteigert. Gewiss sind auch scharf unterscheidende Züge vorhanden, denn die Gestalten sind sich nicht kongruent. Erstens hat Scott den Marmion das „gänzlich unpoetische Verbrechen“[3]) der Täuschung und Fälschung begehen lassen; einem ähnlichen Fehlgriff begegnen wir bei Byron nicht. Ferner tritt uns Marmion als ein fertiger, bis ins Kleinste klarer Charakter entgegen, während der Giaour sich mehr während der Handlung und durch die Handlung entwickelt; bei Marmion wird die fundamentale Leidenschaftlichkeit des Byron'schen Helden durch kalte Berechnung ersetzt. Doch derartige Unterschiede erklären sich aus der Verschiedenheit der Dichter, und es wäre wunderbar, wenn sie

[1]) Marmion, VI, 31.
[2]) Marmion, III, 30.
[3]) Elze, Sir Walter Scott, I, p. 194.

Digitized by Google

nicht da wären. Marmion und der Giaour sind nicht nur in der ganzen Anlage ihrer Charaktere, sondern auch in Einzelheiten ihrer Ausführung einander so frappant ähnlich, dass diese Aehnlichkeit wohl zum Teil zufällig sein mag, weil sie sich sonst nur durch bewusste Nachahmung erklären lässt, die ja nach Byrons Beteuerung ausgeschlossen ist. Dass sie aber ganz auf Zufall beruht, ist wohl nicht gut möglich. Es erhellt also, dass Scott mit dem „Marmion" auf Byrons Charaktergestaltung im „Giaour" ganz erheblich gewirkt hat, nachdem „Marmion" bereits Byrons dichterische Entwickelung im „Childe Harold" beeinflusst hatte. Im „Giaour" zeigt sich dieser Einfluss, durch „Rokeby" aufgefrischt, um so intensiver. Der grosse Egoist „Marmion" findet sich im „Giaour" vollständiger wieder, als im „Childe Harold".

Das bedeutet also: der Charakter des Giaour ist nicht mehr ganz derselbe, wie der des ersten Byron'schen Helden, unterscheidende Merkmale zwischen beiden sind vorhanden.

Für Childe Harold giebt es nichts mehr, das noch irgendwie seine Willenskraft anregen könnte, er ist blasiert. Deutlich spricht er das in dem Gedichte „to Inez" aus:

> It is that weariness which springs
> From all I meet, or hear, or see:
> To me no pleasure Beauty brings;
> Thine eyes have scarce a charm for me.[1]

Ein grosser Ekel vor den Menschen hat ihn ergriffen.

> Smile on — nor venture to unmask
> Man's heart, and view the Hell that's there.[2])

In seiner Menschenverachtung stimmt er mit dem Giaour überein, doch nicht ein elendes Schicksal hat ihn diese Verachtung gelehrt, ihn plagt „the demon Thought".[3]) Er grübelt, er ist eine contemplative Natur. Im Gegensatz dazu spricht der Giaour seinen Abscheu vor der unthätigen Blasiertheit mit folgenden Worten aus:

---

[1]) Childe Harold, I, to Inez, 4.
[2]) Childe Harold, I, to Inez, 9.
[3]) Childe Harold, I, to Inez, 6.

Digitized by Google

Yet still in hours of love or strife,
I've 'scaped the weariness of life:
Now leagued with friends, now girt with foes,
I loathed the languor of repose. [984—987.]

Bei allem überlegenen Selbstbewusstsein, das Childe Harold zur Schau trägt, fühlt er nicht den Drang nach Bethätigung.

Peril he sought not, but ne'er shrank to meet.[1])

Trotz seiner natürlichen Tapferkeit, seines selbstverständlichen ritterlichen Interesses an Schlachten, fehlt ihm doch der aktive Mut, die Freude an der Gefahr, das Kampfheldenhafte des Giaour. Nicht falsch ist er von dem Rezensenten der „British Review" charakterisiert worden: „But the Childe Harold is no child of chivalry. Neither virtue nor enterprize is his. He has scarcely the qualifications of a paynim knight. He is in truth a mere son of sensuality."[2]) Childe Harold ist kein Thatenmensch wie der Giaour.

Woher hat nun aber Byron das neue Element, das unseren Helden auszeichnet? Dem Eindruck des „Rokeby" allein und hauptsächlich darf dieser Fortschritt wohl nicht zugeschrieben werden. Denn der blutige Thatendurst kam bereits in der 1811 verfasssen „Epistle to a Friend" zum Ausdruck. Sie war sozusagen der Vorbote und Prolog zu dem „Giaour" und der ganzen Serie der folgenden gleichgearteten Dichtungen, die für gewöhnlich unter dem Titel „griechische Erzählungen" zusammengefasst werden, und deren ersten Vertreter wir eben in unserer Romanze vor uns haben. Es ist bekannt, dass alle diese Epyllien Byrons Pilgerfahrt ihre Entstehung verdanken. Der kraftfördernde Charakter dieses Unternehmens spiegelt sich naturgemäss in den Gedichten wieder. Byrons gefahrvolles Leben auf der Balkanhalbinsel, dazu sein Aufenthalt in Albanien, einem Lande von ungeschwächter Halbkultur, wo nichts Höheres galt, als Kampf und Waffenehre, wo ursprüngliche Kraft, ohne nach Recht und Gefühl zu fragen, sich breit machte,

[1]) Childe Harold, II, 43.
[2]) „The British Review", Juninummer 1812. Brit. Mus. 255. e. 3.

Digitized by Google

alles das konnte nicht eines nachhaltigen Eindrucks auf ihn verfehlen. Moore hat das bereits betont.[1]) Ferner hat Byron den Charakter Albaniens gleichsam in einem bedeutenden Menschen personifiziert kennen gelernt, in dem mächtigen Gewaltherrscher Ali Pascha, den er bekanntlich Ende September 1809 in Tepeleni besuchte.

Anfänglich ein Räuber, hatte sich dieser Mann nach und nach eine ungeheure Machtstellung errungen, die er einzig und allein seinem gewissenlosen Egoismus, seinem unbeugsamen Mut und seiner nie erlahmenden Thatenlust zu verdanken hatte. Loyale Kriegsthat und Verbrechen aus Leidenschaft wechselten bei ihm ab. Galt[2]) und Elze[3]) haben die Wirkung ausdrücklich hervorgehoben, die der Besuch bei Ali auf Byron hervorrufen musste. Ali und der Byron, der von Napoleon schwärmte, waren verwandt. Was er halb heimlich von sich träumte, was halb unbewusst in ihm schlummerte, in Ali fand er es als Wirklichkeit vor: den gewaltigen Herrscher und Verbrecher im grossen Stile. Einen Charakter, den dichterisch darzustellen der Instinkt seiner Natur ihn trieb, hatte er leibhaftig vor Augen.

Die Begegnung mit dieser urwüchsigen Despotengestalt, wie überhaupt seine Reise durch ein Land, in dem Verwilderung und ungezügelter Kampf der Leidenschaften herrschten, haben ihn befähigt, im „Giaour" den subjektivischen Kraftmenschen zum ersten Mal ganz auszudenken, seinen Helden zum heroischen Verbrecher zu gestalten.

Merkwürdig ist es immerhin, dass wir die Wirkung der Pilgerfahrt im Charakter des „Childe Harold" noch vermissen, der doch im Orient gedichtet wurde. Der Grund mag vielleicht darin zu suchen sein, dass der ganze, volle Einfluss der Reise auf Byrons Entwickelung sich erst nach ihrer Beendigung geltend machen konnte.

---

[1]) Life and Letters, p. 120.
[2]) Life of Byron, p. 92.
[3]) Lord Byron, p. 98.

Digitized by Google

Anhang I.

In der Beichte des Giaour ist eine Stelle, an welcher der Held von einem Freunde spricht, der ihm in der Jugend zum Guten geraten und ihm sein unglückliches Los vorausgesagt habe (1218—1256). Ihm solle der Mönch einen letzten Gruss des Sterbenden bringen.

Bei den reichen Beziehungen, in denen Byrons Poesie zu seiner Person steht, ist es nicht unwahrscheinlich, dass der Dichter bei diesem Passus an einen bestimmten seiner Freunde gedacht hat, und zwar vermute ich, an Hodgson.

Rev. Francis Hodgson, B. D., war im Jahre 1781 zu Croydon geboren, hat sich einigen schriftstellerischen Ruf erworben und starb im Jahre 1852 als Probst zu Eton. Er hat zur selben Zeit, wie Byron, in Cambridge studiert und gehörte dort zu dessen intimeren Freundeskreise. Die Freundschaft war, wie mehrere andere, die der Dichter damals anknüpfte, eine aufrichtige und treu ausdauernde. Byron half ihm verschiedene Male in edelmütiger Weise mit Vorschüssen bis zum Betrage von 1000 Pfund aus der Not, und die beiden standen, wenn sie getrennt waren, in herzlichem Briefverkehr, bis Byron England endgiltig verliess, ja teilweise noch darüber hinaus. Beiden war Liebe zur Geschichte, Philosophie und vor allem zur Dichtkunst, ferner ein Hang zur Melancholie und zum Grübeln gemeinsam.[1]) Hodgson war ein sanfter Charakter, „der einzige Freund, mit dem Byron sich nie gezankt hat.“[2]) Auf ihn passen zwei Verse in der erwähnten Stelle:

---

[1]) Memoir of Hodgson I, p. 95—96.

[2]) Elze, Lord Byron, p. 447.

Digitized by Google

I do not ask him not to blame,
Too gentle he to wound my name. [1244—1245.]

Er war eine gläubige, tief religiöse Natur und gab sich alle Mühe, den zügellos veranlagten Freund zu besänftigen, doch ohne jemals erzürnt oder verletzend zu werden. Von seines adligen Freundes Heimatflucht und Vorliebe für den Orient war er wenig eingenommen und begrüsste den von seiner Pilgerfahrt heimkehrenden Byron drei Wochen vor seiner Ankunft mit einem Brief in Versen, dessen beginnende Strophen also lauten:

While modern Greeks, the shadows of their sires,
Detain my Byron on that fabled shore,
And cull faint murmurs from those sacred lyres
That thrill'd the bosom of the world of yore;

Home-keeping still on England's happier plains,
To native beauty sounds my faithful lay;
While native beauty smiles upon my strains,
Why should I wish in Grecian woods to stray?

Das Gedicht schliesst:

Return, my Byron; to Britannia's fair,
To that soft pow'r wich shares the bliss it yields;
Return to Freedom's pure and vigorous air,
To Love's own groves and Glory's native fields.[1])

Kurz vor Byrons Aufbruch zur Pilgerfahrt hatte ihm Hodgson zwei Gedichte zugesandt. Das eine, „Energy" überschrieben, ruft ihm Hoffnung zu und fordert ihn auf zum Dienst des Vaterlandes dereinst als Mitglied des Oberhauses, das andere weist ihn auf Gott.

Yet, if pleasing change allure thee
O'er the roughly swelling tide,
May the one great Guide secure thee —
Byron, ne'er forgit thy Guide.

— ermahnt er ihn.[2])

Der Skeptizismus Byrons in religiösen Dingen war das Hauptleiden, von dem Hodgson seinen Freund zu heilen suchte. Im September 1811, als Byron in Newstead Abbey

[1]) Memoir of Hodgson I, p. 178—179.
[2]) Memoir of Hodgson I, p. 159—161.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

weilte, führten beide einen Briefwechsel, in dem sie sich über Fragen, Gott und Christentum betreffend, auseinandersetzten, der milde Geistliche und der skeptische, leidenschaftliche Lord, beide Dichter. Am 3. September hatte Byron einen längeren Brief geschrieben, in welchem er die Unsterblichkeit der Seele in christlichem Sinne ableugnete und das Christentum als allein wahre und offenbarte Religion anzweifelte. Hodgson versuchte daraufhin, ihn in einem Gedicht über „The Folly of Scepticism" zu Gott und zum Glauben an Gott, der allein ihm das Heil seiner Zukunft und das Heil seiner Seele verbürgen könne, zurückzuführen.

Say, whence thy doubt of God's o'erruling pow'r,
Thou troubled dreamer of a darksome hour?
Is it that, dimly through this veil of sin,
The ray of virtue glimmers from within?
Is it that, soaring to sublimer things,
The flight of mind betrays her feeble wings?
— — — — — — — — — — —
Waive doubt awhile, and purify thy life.[1])

— beschwört er ihn.

Während seiner Pilgerfahrt hatte Byron zahlreiche Briefe an Hodgson geschrieben, er war es, dem er, kurze Zeit vor seiner Ankunft in England, am 29. Juni 1811 von der „Volgate frigate" aus mit den Worten sein Innerstes öffnete: „I am returning home without a hope, and almost without a desire. — — — In short, I am sick and sorry."[2]) Und als Byron nach seiner Heimkehr wieder unter seiner Liebe zu Ann Chaworth litt, war es Hodgson, dem er seinen Schmerz klagte, und wieder suchte Hodgson den überschäumenden Freund zu besänftigen.

Byron wusste, dass er in ihm, den er später in seinem Tagebuche „an excellent man" nannte,[3]) eine treue Seele fand, der er sein Herz rückhaltlos ausschütten konnte. Hodgson ist wohl der Freund gewesen, der ihm in jenen Jahren am nächsten stand; mit Hobhouse, seinem Reise-

[1]) Memoir of Hodgson I, p. 198—200.
[2]) Moore, Life and Letters, p. 115. Memoir of Hodgson I, p. 176.
[3]) Moore, Life and Letters, p. 202.

Digitized by Google

genossen soll er fast täglich Zwistigkeiten gehabt haben,[1]) und seine Dichterfreundschaft mit Moore war damals noch jungen Datums und trug einen andern Charakter. Hodgson war sein guter Stern in seinem Jünglingsalter, ein Stern allerdings, dessen sanftes Licht vor dem leuchtenden Glanz von Byrons Genius verblasste. „Hätten die weisen Ratschläge des treuesten seiner Freunde etwas gefruchtet, meint der Sohn Hodgsons und Herausgeber seiner Memoiren, so würde alles, was erhaben und edel in der menschlichen Natur ist, unlösbar mit dem Namen Byron verbunden sein.“[2])

Hat Byron, als er mit Hodgson korrespondierte, als er den „Childe Harold“, den „Giaour“, den „Corsair“, „Lara“ u. s. w. schrieb, vielleicht ahnend gefühlt, welchen Gang sein Leben nehmen würde, jenen Gang, der z. T. in seinem Wesen vorgezeichnet war? Betrachtet man sein Verhältnis zu Hodgson, seinen Charakter und den Charakter seines Dichters, so ist mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu schliessen, dass mit jenem Jugendfreund im „Giaour“ Hodgson gemeint ist, dass er zum mindesten an Hodgson gedacht hat, als er jene Zeilen schrieb.

---

[1]) Elze, Lord Byron, p. 447.

[2]) Memoir of Hodgson I, p. 201.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Anhang II.

Elze schreibt in seiner Biographie in dem Kapitel „Zur Charakteristik“ auch über Byrons Stellung zur Religion und seinen Glauben über das Leben nach dem Tode.[1]) Er meint, der Dichter habe die Unsterblichkeit der Seele nicht ausdrücklich geleugnet und nach seiner Ueberzeugung folgte auf den Tod aller Wahrscheinlichkeit nach der ewige Schlaf, das buddhistische Nirwâna. Zum Beleg wird eine Stelle aus dem „Don Juan“ angeführt:

> A sleep without dreams, after a rough day
> Of toil, is what we covet most; —[2])

Ebenso gut oder noch besser hätte Elze einen Passus aus der Beichte des Giaour zitieren können, in dem derselbe Glaube geäussert wird:

> Yet, lurks a wish within my breast
> For rest — but not to feel 'tis rest.
> Soon shall my fate that wish fulfill;
> And I shall sleep without the dream
> Of what I was, — — —. [994—998.]

Deutlicher, als im „Don Juan“, ist hier der Glaube an das buddhistische Nirwâna ausgesprochen, und die dem Giaour in den Mund gelegte Aeusserung war fraglos des Dichters eigene, feste Ueberzeugung. Denn der im September 1811 mit Hodgson gepflogene Briefwechsel über religiöse Fragen belehrt uns, dass Byron damals die Unsterblichkeit der Seele in christlichem Sinne allerdings ausdrücklich leugnete und an den traumlosen, bewusstlosen, ewigen Schlaf

[1]) Lord Byron, p. 361.
[2]) Don Juan, XIV, 4.

Digitized by Google

UNIV. OF
ILLINOIS

aufrichtig glaubte. Am 3. September 1811 schrieb er an Hodgson:

„I will have nothing to do with your immortality; we are miserable enough in this life, without the absurdity of speculating upon another. If men are to live, why die at all? And if they die, why disturb the sweet and sound sleep that ‚knows no waking?' — ‚Post mortem nihil est, ipsaque mors nihil' — ‚quaeris quo jaceas post obitum loco?' ‚Ouo non nata jacent.' — — —"[1])

[1]) Memoir of Hodgson, I, p. 194.

Digitized by Google

Vita.

Natus sum Carolus Hoffmann anno h. s. LXXVI pridie Cal. Maj. Lubenae in oppido Brandenburgiae, patre Carolo, quem mortuum lugeo, matre Martha e gente Rattay.

Fidem confiteor evangelicam. Primis litterarum elementis imbutus per sex annos progymnasium reale Lubeniense frequentavi, deinde gymnasium reale Gubeniense adii, in quo tres annos permansi.

Testimonio maturitatis instructus ineunte vere h. s. a. XCIV in ordinem philosophorum academiae Jenensis inscriptus sum. Ibi per duos annos moratus Berolinam me contuli; ubi duo semestria versatus Halam transmigravi.

Docuerunt me viri doctissimi hi:

Brandl, Cloetta, Droysen, Eucken, Franz, Harsley, Haym, Kauffmann, Lasson, Liebmann, Lorenz, Michels, Paulssen, Pierstorff, Rein, E. Schmidt, Schwarz, Simmel, Strauch, Suchier, Tobler, Vaihinger, Adolphus Wagner, Albrechtus Wagner.

Quibus viris omnibus optime de me meritis, in primis autem viro clarissimo Albrechto Wagner, qui studiorum meorum fautor benignissimus exstitit, gratias ago quam maximas et semper agam.

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

MAR 30 1938	
MAR 31 1938	

Gaylord Bros.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN. 21, 1908

YC 1

Hoffmann
26298

Digitized by Google

Digitized by Google